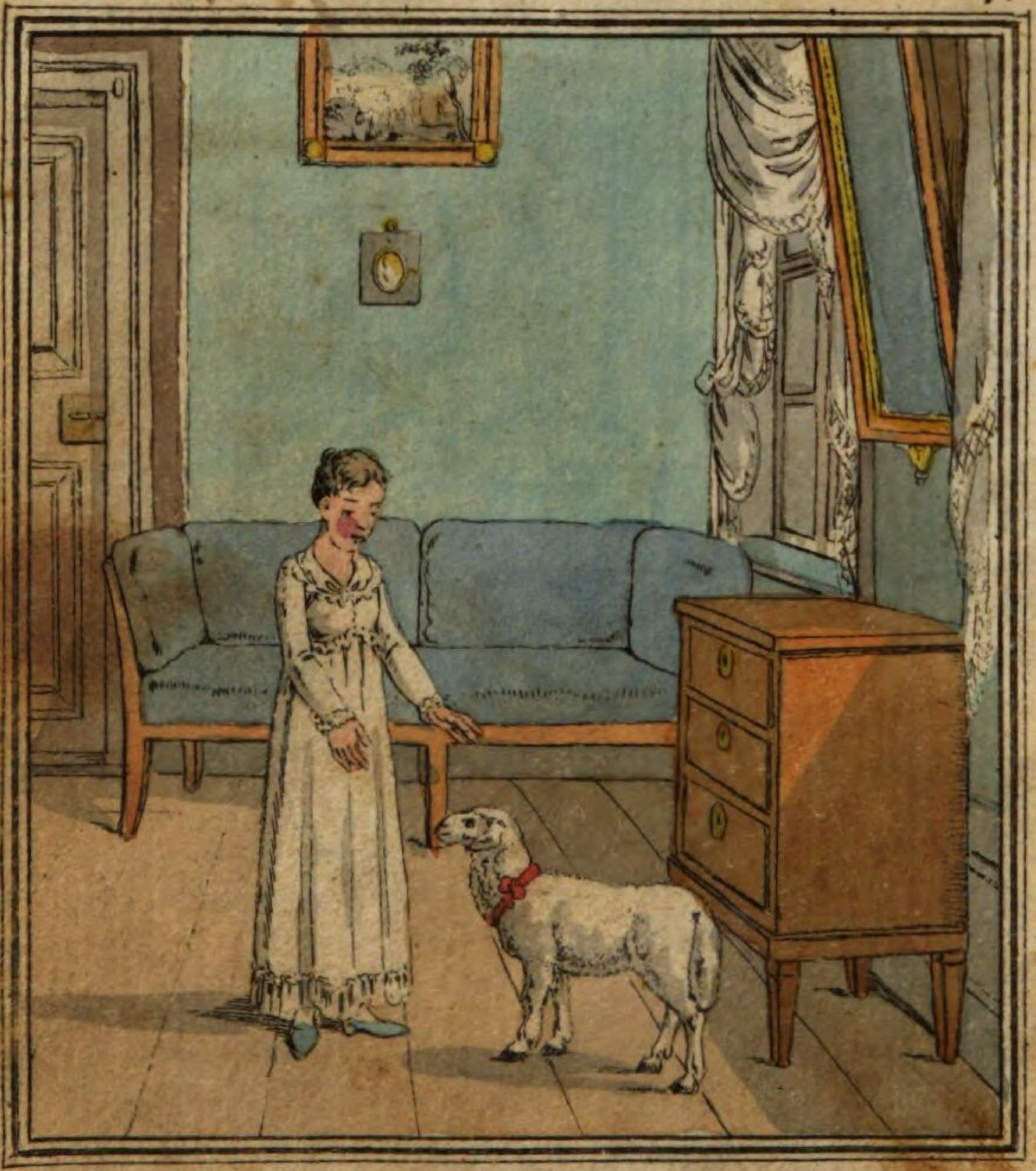
Paed.
377
(2

Staatl. Bibliothek
Regensburg

~~III. 405.~~ 2
Pard. 977. II



Die glücklichen Kinder.

Ein Geschenk
für
gute Söhne und Töchter

von

C. W. Spieker.

Zweiter Theil.

Mit Kupfern und Musikbeilagen.

Dessau und Leipzig 1808.
Bei Georg Voß.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Inhalt
des zweiten Theils.

Seite

Erstes Kapitel. Hannchens Geburtstag. Der schöne Plan. Der böse Himmel! — Das Lämmchen. Die herrlichen Geschenke =

Zweites Kapitel. Eine Bemerkung. O weh! welch schlimmes Wetter! Die beiden Fabeln. Ergebung und Hoffnung = = = 18.

Drittes Kapitel. Geronios Brief. Die angenehmen Lehrstunden. Da giebt es mancherlei zu rathen! — Seltsame Sach= und Worträthsel 34.

Seite

Viertes Kapitel Das Schießen nach der Scheibe. Das Post- und Reisespiel. Nach Regen folgt Sonnenschein. Der Garten. Der Spaziergang. Der Waldgesang = = 58.

Fünftes Kapitel. Der schöne Morgen. Die Abreise. Der überraschende Empfang. Die glücklichen Insulaner. Wo wohnt der Friede? 73.

Sechstes Kapitel. Das überraschende Geschenk. — Das fröhliche Mittagsmahl. Wer mag dort rufen? — Der Fischerreigen. Das Fischerstechen. Geronios Vorschlag = 87.

Siebentes Kapitel. Fortsetzung. Spiele auf dem Tournirplatz. Das Fischerlied. Die Schönheit der Natur. Der herrliche Abend = 103.

Achtes Kapitel. Karolinens Bitte. Geronio erzählt. Die Geschichte des Sächsischen Prinzenraubes = = = = 116.

Neuntes Kapitel. Beschluß von Geronios Erzählung. Gute Nacht! = = = 131.

Seite

Zehntes Kapitel. Der schöne Morgen. Abreise. Eine Aufgabe für die Leser. Die Meistersänger. Das Lied. Die moderne Meistersängerin = = = = = 148.

Elftes Kapitel. Der arme Storch! Die glückliche Genesung. Treue und Abschied. Heinrichs und Wilhelms Aufsätze über die Naturgeschichte des Storchs = = 164.

Zwölftes Kapitel. Der Teich mit der Kriegs- und Handelsflotte. Die sonderbare Entdeckung. Die Kaulpadden. Des Vaters Vorschlag. Der neubelebte und wieder ausgestorbene Teich = 185.

Dreizehntes Kapitel. Reise nach Roskow. Augusts Geburtstag. Das neue Ballspiel. Die Stoß-Kegelbahn. Das arme Hannchen! Wie beschloß August seine Geburtstagsfeier? = = = = 198.

Vierzehntes Kapitel. Das Wasserbad mit seinen Freuden und das Sandbad mit seinen Lei-

Seite

den. — Die bösen Wespen! Zerstörung ihres Staates. Die Ueberraschung. O weh!! = 217.

Funfzehntes Kapitel. Die Wasserfahrt. Reise zum Vater Geronio. Der Bagowsche Mühlberg mit seinen herrlichen Aussichten. Der Vogelsang. Die Wasserfahrt. Glückliche Heimkehr. Roskow. Die unerwartete Nachricht. Abreise. 235.

Erstes

Erstes Kapitel.

Hannchens Geburtstag. Der schöne Plan. Der böse Himmel! — Das Lämmchen. Die herrlichen Geschenke.

Keine Tage wurden in der Redlichschen Familie mit mehr Fröhlichkeit und Festlichkeit begangen, als die Geburtstage. Die Kinder hatten dieselben in ihren kleinen Kalendern, die sie jedesmal am Weihnachtsfeste zum Geschenk erhielten, mit rother Dinte angezeichnet, und

nahete sich nun ein solcher Tag, so wurden wochenlang vorher ganz im Stillen mancherlei Zurüstungen dazu gemacht. Derjenige, den sie betrafen, stellte sich, als wenn er von Allem nichts wüßte, und das heimliche Zuflüstern, so wie die bedeutungsvollen Seitenblicke gar nicht bemerkte. Da man ohne den Willen der Eltern keine Anordnungen in Absicht jener Tage treffen konnte, so wurden diese immer mit in das Interesse gezogen, wenn es nicht etwa die eigenen Geburtstage derselben betraf. Indeß einer von beiden Theilen wurde von den Planen und Vorschlägen der Kleinen immer unterrichtet und gab bei den gemeinschaftlichen Berathschlagungen jedesmal den Ausschlag.

Jetzt nahete sich Hannchens Geburtstag, der auf den acht und zwanzigsten Mai fiel, und man hatte beschlossen, diesen Tag recht ausgezeichnet zu feiern. Der

ehrwürdige Vater Geronio, der einige Tage vorher die Redlichsche Familie besuchte, machte folgenden Vorschlag, der auch von Seiten der Kinder mit lauter Freude angenommen und von den Eltern gerne bewilligt wurde.

Nachdem man am Morgen dem Geburtstagskinde die Geschenke dargebracht, sollten die Kinder bis gegen elf Uhr die Lehrstunden des Vaters besuchen, sich dann mit den Eltern und mit der Großmutter in den Kahn setzen, nach dem Wachowschen Werder zu ihm hinüber kommen und dort mit einem frugalen Mittagbrote vorlieb nehmen. Nach Tische wollte man einen Spaziergang nach dem Tournierplatze machen, sich dort in dem kühlenden Schatten der Eichen durch gesellschaftliche Spiele belustigen und gegen den Abend nach der lieblichen Insel zurückkehren, wo sich unterdeß eine kleine Gesellschaft eingefunden haben würde.

Die Kinder waren über diesen herrlichen Plan außer sich vor Freude und konnten ihn nur mit Mühe dem guten Hannchen, die von alle dem nichts ahndete, verschweigen. Zwar merkte sie aus einzelnen hingeworfenen Worten und aus einem bedeutungsvollen Lächeln, daß man an den acht und zwanzigsten Mai recht aufmerksam dachte, und daß auch Vater Geronio mit im Spiel seyn müßte; aber die wahre Absicht ihrer heimlichen Berathungen konnte sie doch nicht errathen.

Der mit freudiger Erwartung lange ersehnte Tag erschien endlich, und kaum hatte der wachsame Hüter des Hofes durch sein krähendes Rufen den Anbruch des dämmernden Morgens verkündet, als sich Karolinchen den Armen des Schlafs leise entwand, behutsam die Kammerthür öffnete, damit nicht etwa ein vorlautes Knarren derselben die schlafende Schwester wecke, und

nun die Treppe hinauf zu den Brüdern schlich, um diese zu dem fröhlichen Tage zu wecken.

Aber ach! wie trübte sich ihr heiterer Sinn, als sie das Fenster öffnete und bemerkte, daß der Himmel mit einem dichten Gewölk überzogen, Regendrohend auf sie herabblickte. Das benahm ihr fast allen Muth; denn ein heiterer schöner Tag war durchaus nothwendig, wenn der so herrlich entworfene Plan glücklich ausgeführt werden sollte. Traurig schlich sie hinauf zur Kammer der Brüder und klopfte wiederholentlich an die Thür. Die Träumenden hörtens sogleich, wischten sich den Schlaf aus den Augen, und den Zweck des Klopfens gedenkend, sprangen sie sogleich aus den Betten. „Wir werden gleich angezogen seyn und dann hinunter kommen" — riefen sie der Schwester zu.

„Ja, aber seht nur den Himmel an!" sagte Ka-

roline in einem wehmüthigen, bedenklichen Tone. Ludwig und Wilhelm öffneten das Fenster, und sahen sich traurig an, als sie die trüben Wolken über den Hof und den Garten langsam hinweg ziehen sahen. Daran hatten sie gar nicht grdacht, daß ihnen der Himmel, der an allen vorhergehenden Tagen so klar und heiter war, einen Strich durch die Rechnung machen und und ihre Freude vereiteln werde. Doch gaben sie noch nicht alle Hoffnung auf, und Ludwig meinte, der Himmel werde sich wohl noch aufheitern und gegen den Mittag freundlicher auf sie herabschauen, schon jetzt zeige er hin und wieder durch die zerrissenen Wolken seine friedliche Gestalt.

Damit tröstete man sich denn auch, kleidete sich an und begab sich in die Wohnstube. Hier waren die Eltern schon beschäftigt, auf einem großen runden Tische die

vielfachen Geschenke auszubreiten. Auch der kleine Ferdinand war schon aufgestanden und hüpfte so fröhlich um den Tisch herum, als wenn all die schönen Sachen ihm selbst zugedacht wären. Er hatte von dem Pächter ein kleines niedliches Lämmchen für seine gute Schwester gekauft. Es war sauber und rein gewaschen, trug eine weiße schöngekräuselte Wolle und um den Hals ein rothes seidenes Bändchen. Das brachte der brave Hans jetzt herbei. Ferdinand knüpfte an das Bändchen eine helltönende Schelle und einen Zettel, den ihm der Vater geschrieben hatte, öffnete dann leise die Thür zu Johannas Schlafkammer, und ließ das Schäfchen sachte hineinschlüpfen.

Dies weckte seine neue Gebieterin durch ein ängstliches Blöken. Hannchen erwachte, sah das allerliebste Thierchen, sprang schnell aus dem Bette, nahm es

kosend auf ihren Schooß und las an dem herabhängenden Zettel die Worte:

Dein Brüderchen hat mich hieher gebracht,
Und mich dir zum frohen Geschenke gemacht;
Damit dir der Morgen zum festlichen Tag
Recht heiter und schuldlos erscheinen mag.
Du bist so freundlich, du bist so gut,
Und ich bin ein so argloses Blut;
Drum nimm mit zärtlichem, liebendem Sinn,
Mich armes schuldloses Lämmchen hin.

Hannchen war außer sich vor Freude, als sie sahe, daß das liebe Lämmchen künftig ihr Eigenthum seyn sollte. Sie drückte es mit kindlicher Unschuld an ihr Herz und sagte mit kosenden Worten: „Ja, mein gutes Thierchen, ich will dich lieben und pflegen. Vom zartesten Klee sollst du dich sättigen; ein weiches Lager will

ich dir bereiten und auf allen meinen Wegen sollst du mich begleiten." Das kleine Thierchen schmiegte sich traulich an sie, als verstände es den Sinn der Rede.

Schnell warf sich Hannchen die Kleider über, nahm ihr Lämmchen unter den Arm und trat nun hinein in die Stube. Da standen sämmtliche Geschwister mit Blumenguirlanden und Kränzen, umwanden sie damit und führten sie im Triumph zu dem Tische, auf dem die herrlichsten Geschenke ausgebreitet lagen. All das Unerwartete ergriff Johannas Seele lebhaft. Sie sank mit inniger Rührung in die Arme der Eltern, küßte mit dankbarer Liebe die theuren Geschwister, und nahm dann die herrlichen Geschenke, die ihr elterliche und geschwisterliche Liebe bereitet hatten, in Augenschein.

Der Vater hatte ihr Glatz moralische Gemälde für die gebildete Jugend und Lossius

Gumal und Lina sehr schön einbinden lassen und überreichte ihr diese trefflichen Werke, nebst drei neuen blanken Thalern zum Geburtstagsgeschenke. In freudiger Eile durchblätterte sie die Bücher, bewunderte die schönen Kupfer und vergaß beinahe darüber die stattliche Reihe der übrigen Geschenke.

„Nun, willst du denn, liebes Töchterchen, nicht auch sehen, was ich dir geschenket?“ — fragte die Mutter, die ihr ein großes Packet, in blauem Papier gewickelt, überreichte. Voller Erwartung eröffnete sie es, und ihre Mienen verriethen freudige Ueberraschung. Die Mutter hatte ihr nämlich ein Stück der feinsten Schlesischen Leinwand gekauft, damit sie sich selbst daraus weiche Hemden bereite. Hannchen hatte darüber eine nicht geringere Freude, als über das schöne Geschenk des Vaters. Denn was lieben die Frauen und Mädchen

wohl mehr, als die hochaufgeschichteten Reihen von Tischgedecken, Servietten und Hemden? Darin setzt jede ihren größten Reichthum, und hat daran eine innige Freude.

Nachdem Johanna die glänzende Weiße, die seltene Güte und Feinheit der Leinwand lange bewundert, brachte ihr Karolinchen ein weißes Mousselinkleid, unten mit einer sauber gestickten grünen Eichenranke besetzt. Sie hatte es auf ihre eigene Kosten angeschaft und es selbst in einsamen Stunden, auf dem oberen Stübchen eingeschlossen, verfertigt. Sie überreichte es dem staunenden Hannchen mit folgenden Worten:

Dich seh' ich am liebsten, holdselige Schwester,
Im reinen, fleckenlosen Gewande der Unschuld;
Denn rein ist dein Herz, voll kindlicher Unschuld die
Seele.

Drum empfange mit willigem, liebendem Herzen
Den einfachen Schmuck, umrankt von der Farbe der
Hoffnung;
Denn nur der Unschuld schmiegt die Hoffnung freund-
lich sich an.

Nun kam die Reihe an Ludwig, sein Angebinde darzureichen. Es bestand in einem sauber gearbeiteten Schränkchen von Pappe, woran er heimlich, schon Monathe lang vorher, in der Wohnung und mit der Hülfe des kunstreichen Küsters gearbeitet hatte. Es war drei Fuß hoch, von schöngesprenkeltem Marmorpapier und einer goldgelben Einfassung. Die Kästchen und Schubfächer waren alle mit kleinen messingenen Ringen versehn und das Ganze konnte mit Hülfe eines niedlichen Schlüssels fest und sicher verwahrt werden. Schon öfters hatte sich Johanna so ein Schränkchen gewünscht, um den

immer mehr wachsenden Vorrath von Handelswaaren darin aufzubewahren. Ludwig hatte sich den Wunsch der Schwester gemerkt und schon längst beschlossen, sie damit an ihrem Geburtstage zu überraschen.

Und was bringt der liebe freundliche Heinrich dort? Welche glänzende Farben strahlen uns da entgegen! Es ist ein schönes Zeichenbuch vom feinsten Velinpapier. Es hat einen rothen Korduanband, einen goldenen Schnitt und Einfassung, mit einem grünen Titel, worauf mit goldenen Buchstaben die Worte standen: „Seiner geliebten Schwester, Johanna, an ihrem neunten Geburtstage dargebracht, von Heinrich." In einem länglichten Kästchen, das er aus Pappe selber bereitet, lagen noch feine Blei- und Rothstifte, Tusche und Pinsel. Hannchen zeichnete schon recht gut und wußte selbst Gegen-

stände nach der Natur ziemlich treu darzustellen. Deshalb machte ihr Heinrichs Geschenk eine ungemeine Freude.

Wilhelm hatte schon vor mehreren Wochen seinen Eltern geschrieben, daß des lieben Hannchens Geburtstag heranrücke, und daß er ihr gern mit schönen Blumen, die sie so sehr liebe, eine überraschende Freude machen möchte. Die Eltern erfüllten seinen Wunsch sehr gern und schickten am Tage vorher, drei seltene, herrlich blühende Blumen durch einen besonderen Boten nach Pevesin. Damit aber das Geburtstagskind nichts davon merke, mußte sie jener bei dem Küster abgeben.

Vor allen stralte die liebliche Anemone mit ihren leuchtenden Farben glänzend hervor. Sie hatte einen schöngefüllten, himmelblauen Kelch, dessen Blätter in

weiße und rosenrothe Schattirungen übergingen. In ihrem natürlichen Zustande hat diese liebliche Blume sechs bis acht wolligte, purpurfarbige Blätter und wächst im Orient, besonders in der Levante wild. Von daher hat man sie zu uns herüber nach Europa gebracht, wo sie die Gärtner durch sorgfältige Kultur sehr veredelt und eine unübersehbare Anzahl Spielarten von allen Farben und Schattirungen, gefüllt und einfach, hervorgebracht haben.

Eine zweite, in dem reizenden Gewande der Unschuld gekleidete Blume, war eine Ranunkelpflanze, die aus den Wurzeln sieben ganz weiße, reichlich gefüllte Blumen hervorgetrieben hatte. Sie stammt aus dem wärmeren Asien, wo sie noch jetzt, so wie im nördlichen Afrika, wild angetroffen wird. Aus der Wurzel sprießen außer dem Hauptstengel mehrere Seitenäste her-

vor, aus deren jedem sich eine liebliche Ranunkel entwikkelt. Daher kommt es auch, daß eine einzige Pflanze mit mehreren Blüthen prangt. Von diesen hat man durch die Kultur eine eben so große Menge von Spielarten hervorgebracht, wie von den Tulpen und Nelken; ja, die Pracht und Farbenverschiedenheit eines ausgesuchten Ranunkelbeets übertrifft beinahe alles, was die Blumenwelt nur Reizendes aufzuweisen hat. Die Mischungen und Zusammenstellungen der Farben sind ihrer Mannigfaltigkeit wegen kaum zu beschreiben.

Die dritte Blume war eine hohe, mit zwanzig vollen Glocken prangende, roth und weiß gesprenkelte Hyazinthe. — Alle diese Blumen befanden sich in schöngeformten, porzellanenen Blumentöpfen, welche die Gestalt einer Urne hatten. Schon längst hatten sie Hannchens Aufmerksamkeit erregt, als sie auf dem

Tisch,

Tisch, unter den übrigen köstlichen Geschenken duftend hervorragten. Jetzt, da sie ihr der gute Wilhelm überreichte, hing sie mit innigem Wohlgefallen an die zarten Wesen, die mit so viel Bedeutsamkeit zu ihrem Herzen sprachen. Mancherlei schöne Blumen lagen noch auf dem Tische umher, um die Geschenke damit zu schmücken und zum Guten das Schöne zu fügen. Auch die beiden Topfkuchen, ein Geschenk der Mutter, waren mit Blumen geziert.

Zweites Kapitel.

Eine Bemerkung. O weh! welch schlimmes Wetter! Die beiden Fabeln. Ergebung und Hoffnung.

Meine jungen Leser können sich leicht vorstellen, welch ein hoher Grad von Freude Johannas Innerstes in dieser glücklichen Stunde durchdrang. Es ist für gute Menschen ein schönes, herzerhebendes Gefühl, sich von solchen Personen, die unserm Herzen theuer sind, geschätzt und geliebt zu sehn. Das ist ein herrlicher Lohn der Tugend, der nie ausbleiben wird, so lange noch die

Herzen der Menschen für das Gute und Edle Empfänglichkeit haben. Er entschädigt uns hinlänglich für die Misdeutungen und schnödem Urtheile der Welt.

Hier sahe die gute Johanna von ihren Eltern und Geschwistern die rührendsten Beweise der Liebe. Alle wetteiferten gleichsam unter einander, um nur sie zu beglücken und zu bereichern. Es waren nicht sowohl die Geschenke selbst, die sie so froh und glücklich machten, als vielmehr die Liebe und Herzlichkeit, mit der sie ihr dargebracht wurden. In aller Augen sahe sie die Freude glänzen, wenn sie mit Wohlgefallen auf die überreichten Sachen blickte. Nicht aus hergebrachter Sitte und Gewohnheit, sondern aus dem innern Antriebe des Herzens, aus reiner liebevoller Zuneigung zu ihr, suchte man den Tag ihrer Geburt vor allen Tagen des Jahres so ausgezeichnet hervorzuheben, und sie an demselben recht froh und heiter zu machen.

So überaus glücklich hatte sie sich noch nie gefühlt. Ihr Auge eilte flüchtig von einem Geschenke zum andern, blickte bald auf die gerührten Eltern, bald auf die fröhlichen Geschwister. Dabei drängte sich das liebe Lämmchen schmeichelnd an sie heran und schien um ihre Liebkosungen zu betteln.

Der Vater erzählte darauf seiner geliebten Tochter, wie man beschlossen habe, den heutigen Tag zu feiern, fügte dann aber mit Bedauern hinzu: „Leider hat es den Anschein, als wolle uns der Himmel diesen schönen Plan vereiteln. Er ist wahrscheinlich böse darüber, daß wir ihn bei dem Entwurf desselben nicht mit zu Rathe gezogen haben und will uns nun seine Macht etwas empfindlich fühlen lassen. Wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und finden uns nun, wie es in solchen Fällen sehr oft der Fall ist, in unserer Rechnung betro=

gen. Indeß aufgeschoben ist darum nicht aufgehoben. Es werden noch schöne Tage genug kommen, wo wir das genießen können, was uns heute entzogen wird."

Freilich schmollten die Kinder etwas mit dem launigen Himmel, Ludwig aber blieb noch immer dabei, das Wetter könne sich wohl noch gegen den Mittag aufklären. In diesem Falle war der Vater bereit zu Geronio hinüberzuschiffen; er befürchtete aber, daß es bald anfangen werde zu regnen, und daß sich dann ein allgemeiner Landregen bilden würde. Ludwig ging mit Wilhelm und Heinrich auf den Kirchthurm, um zu sehen, ob sich das Gewölk über den ganzen Himmel ausgebreitet habe, oder ob der unumwölkte Horizont noch Hoffnung zu einem schöneren Wetter gebe. Leider aber bemerkten sie, als sie einer nach dem andern den Kopf aus der Oeffnung der Kuppel hinaussteckten, daß,

so weit ihr Auge nur schauen konnte, eine dicke Wolkendecke den Himmel umlagerte.

Es war so still und einsam in der ganzen Natur. Kein Lüftchen bewegte die warme Frühlingsluft. Die Vögelchen eilten zu ihren Nestern; die Thiere des Feldes suchten sich bergende Schlupfwinkel; der Wanderer verdoppelte seine Schritte, um bald die schützende Wohnung zu erreichen: kurz alles schien den nahen Ausbruch des Regens zu verkünden. Nur die Lerche, dieser im Gesang unermüdet fleißige Vogel, der zu jeder Tageszeit und bei jeder Witterung den Vater der Welten durch Lobgesang preiset, der mit dem beginnenden Frühling den ersten Gesang in dem Tempel der Natur anstimmt, und im späten Herbst sich über die leeren Stoppelfelder zuletzt in die Bläue des Himmels singend erhebt — nur er noch belebte mit seinem trillernden Liede die schwei-

gende Natur. Kaum waren auch die Kinder wieder herunter vom Thurm, als auch schon einzelne Regentropfen vom Himmel träufelten, so daß es schien, als wolle des Vaters Prophezeihung in Erfüllung gehen.

Bis um neun Uhr brachten die Kinder mit Hannchen in der Wohnstube bei den herrlichen Geschenken zu. Alles wurde nun genauer besehen und höchlichst bewundert, bald der niedliche Einband der Bücher, bald die kunstreiche Besetzung des Kleides; bald die Sauberkeit des Schrankes, und dann wieder die Pracht der Blumen und die schöne Bildung der Töpfe; hier die Feinheit der Leinwand, und dort die Eleganz des Zeichenbuches. Unterdeß wurde das Frühstück gebracht, einer der lockeren Kuchen zerlegt und unter die Kinder vertheilt. Sie fanden ihn alle vortrefflich und verzehrten ihn auf die Gesundheit der Schwester.

Nachdem nun alles sorgfältig beschaut und bewundert war, und die Stunden des Unterrichts sich naheten, legte Hannchen alle ihre Geschenke behutsam in ihre Schränke, Kommoden und Koffer. Dann führte sie ihr liebes Lämmchen, das nach dem kleinen Geber den Namen Nantchen erhielt, in einen kleinen Verschlag, den ihr der willige Hans in einem leeren Stalle bereitet. Dieser hatte auch zum weichen Lager Stroh und Heu herbeigebracht und eine kleine, niedrige Raufe künstlich geschnitzet. Darin legte Hannchen den süßlichen Klee, kosete zum Abschied mit dem zarten Nantchen, ließ ihn noch kosten von dem wohlschmeckenden Kuchen, und schob dann den Riegel vor die Thür.

Während der Unterrichtsstunden ward der Regen immer stärker und damit wurden auch die Kinder immer unruhiger und zerstreuter. Der Vater merkte dies und

erzählte ihnen folgende Fabel: „Ein Hänfling pflegte mit Sorgfalt und Liebe vier junge, muntere Kinder im schützenden Neste. Er brachte ihnen reichliche Nahrung zu und bedeckte sie des Nachts und bei regnigtem Wetter mit seinen wärmenden Flügeln. Das Gefieder der Kleinen wuchs allmählig und es fing an ihnen im Neste zu enge zu werden. Gern wären sie der Mutter gefolgt und hätten mit ihr das weite leuchtende Luftmeer durchschifft; allein die Mutter erlaubte ihnen nur in dem Laube des Baumes, auf welchem sie ihr Nest hatten, umherzuhüpfen."

„Aber dies genügte ihnen nicht, und sie baten die Mutter, ihnen bald einen weiteren Ausflug zu erlauben. Diese setzte ihnen endlich einen Tag fest, an dem sie mit ihr den Wald durchfliegen und von dem hohen Luftraum herab die Herrlichkeiten der Natur überschauen sollten.

Kaum konnten die Kinder diesen glücklichen Tag erwarten. Sie harreten seiner mit freudiger Sehnsucht. Endlich erschien er, aber mißmüthig und unzufrieden senkten sie ihr Köpfchen, als die Mutter sie am Morgen dieses Tages bei ihrem Ausfluge also anredete:" „Ich muß „jetzt, lieben Kinder, auf Nahrung für euch ausgehen, „kann euch aber, ob ich es gleich versprochen habe, nicht „mitnehmen; denn ich merke, daß ein gewaltiger Sturm „im Anzuge ist. Der würde euch in seinem Strome ge„waltsam mit fortreißen und euch tausend Gefahren „Preis geben. Bleibt deshalb daheim und entfernt euch „nicht von dem Baume. Morgen, wenn das Wetter „besser wird, will ich euch mitnehmen."

„Freilich war es den Kindern höchst unangehm, daß sie heute das längst erwartete Vergnügen entbehren sollten: sie gehorchten indeß willig der verständigen Mutter.

Nur der älteste von ihnen, ein lebhafter, leichtsinniger Knabe, achtete nicht auf die Rede der Mutter und auf die Vorstellungen der Geschwister. Er schlug die Lehren der ersteren in den Wind, verspottete die Erinnerungen der letzteren, flatterte nach dem nächsten Baume, von diesem zu einem anderen und so immer weiter. Er war auch so glücklich einige Würmer zu seiner Nahrung zu finden, und darüber hoch erfreut flog er immer weiter und vergaß die Rückkehr."

„Unterdeß aber war der Sturm hereingebrochen, und aus den Wolken stürzte ein heftiger Regen herab. Nun erst gewahrte der vorschnelle Flüchtling die Nähe der Gefahr und er wollte zurückkehren zur schützenden Wohnung. Aber so wie er in den Luftraum kam ergriff ihn der Sturm und schleuderte ihn auf die Erde. Aengstlich hüpfte er umher und rief mit kläglicher Stimme die

Mutter um Hülfe. Das hörte ein Habicht, der sich vor dem gewaltigen Sturm in eine hohle Eiche geflüchtet hatte. Er eilte sogleich herbei, ergriff das arme Thierchen mit leichter Mühe, zerriß und verschlang es."

„Am folgenden Morgen war der Himmel heiter, die Luft rein und die Sonne schien erquickend auf die neubelebte Flur. Heute sollten die Kleinen das Vergnügen genießen, dem sie gestern aus willigem Gehorsam gern entsagten. — Ach und welch ein schöner herrlicher Genuß war dies! Wie erstaunten sie über die wunderbare Schönheiten der Natur, über die Fülle des fröhlichen Lebens, über den zauberischen Lichtglanz, der über Wald und Feld ausgegossen war. Fröhlich mischten sie sich unter ihre Jugendgenossen, hüpften mit ihnen von Baum zu Baum, haschten und verfolgten sich einer den andern, und trieben so lange ihr gaukelndes Spiel."

„Ganz voll von diesen herrlichen Genüssen kehrten sie gegen den Abend mit der liebenden Mutter zurück nach der friedlichen Wohnung. Als sie aber an die Stelle kamen, wo der Habicht gestern ihren älteren Bruder verzehrt hatte und wo noch das leichte Gefieder derselben umher zerstreut lag, da hielt die Mutter inne und redete ihre Kleinen also an: „Seht, lieben Kinder, hier verzehrte „der gefräßige Habicht euren unbesonnenen Bruder, dort „liegen noch von ihm die Federn umher. Hätte er „gestern der unseligen Lust widerstanden und sich dem „Willen des Himmels und der Mutter gehorsam gefügt, „so konnte er heute mit uns hinaus in die freie Natur „und alle die Freuden genießen, die euch so glücklich ge„macht haben. Wie reichlich wurde euch heute vergolten, „was ihr gestern entbehren mußtet. Auch ihr würdet „eine Beute des Habichts geworden, oder im Sturm

„und Regen erstarrt und erfroren seyn, wenn ihr dem „Himmel hättet muthwillig trotzen wollen.“ —

„Die Kleinen bejammerten den Tod ihres Bruders, und dankten den Himmel, daß er ihnen heute das zehnfach vergolten habe, was er ihnen gestern entzogen.“

Die Kinder, die recht gut merkten, welche Beziehung diese Fabel hatte, sahen sich einander lachend an und das gutmüthige Hannchen sagte: „O wir wollen gerne zu Hause bleiben, guter Vater, und dem Himmel nicht muthwillig trotzen. Was könnte es uns auch für ein Vergnügen machen, uns von dem strömenden Regen durchnässen, und dann doch in ein beengendes Zimmer einschließen zu lassen? — Nein, da wollen wir lieber einen heiteren schönen Tag abwarten und uns dann der neugestärkten Natur mit doppeltem Genusse erfreuen. Ein Vergnügen erwarten ist ja auch schon ein Vergnügen.“

„Recht so! — sagte der Vater. Wir wollen Gott für den wohlthätigen Regen danken, der unsre Felder segnet, Pflanzen und Bäume erquickt und die junge Saat mit Fruchtbarkeit füllet. Ihr werdet eimal sehen, wie herrlich alles, im Garten und auf dem Felde nach diesem Regen gedeihen wird. Gern wollen wir diesem tausendfältigen Nutzen unser Vergnügen aufopfern. Der heutige Tag soll uns doch recht vergnügt hinschwinden." —

„Geronio erwartet uns auch gewiß heute nicht" — bemerkte der liebe Heinrich. „Und dann, wer weiß — sagte Ludwig — ob es nicht auch zu unserm eigenen Glücke heilsam ist, daß wir heute nicht nach dem Wachowschen Werder reisen können. Ich denke dabei an den Arist, der auch auf den Himmel zürnte, daß er ihm auf seiner Reise Sturm und Regen sandte

und ihn doch nachher dafür mit Beschämung danken mußte, weil er allein dieser Witterung die Erhaltung seines Lebens zu verdanken hatte.

Vielleicht kennen manche meiner Leser die Erzählung vom Arist nicht, und da sie auf den vorliegenden Fall sehr gut paßt, so will ich sie ihnen hier zum Schluß des Kapitels mittheilen.

Auf einer langen Reis' Arists, war stets
Die Sonn' in Dunst versteckt. Oft heulte Sturm
In der durchwühlten Luft, oft, wenn er schwieg,
Fiel schnell ein Regenguß mit wildem Lärm
Zur bangen Erd' herab. Die Seel Arists
War finster, wie die Luft. Er hofft umsonst
Die Sonne wiederum am Firmament
Zu sehen, die daraus verschwunden schien,

Und

Und klagt voll Ungeduld den Himmel an,
Der ihn auf seiner Reise hart verfolgt. —
Schnell fuhr ein Pfeil vor ihm ins Erdreich. — „Thor!
„Um was beschwerst du dich?“ rief eine Stimm'
Vom Himmel. Dieser Pfeil hätt' dich erreicht,
Wär nicht die Sehne durch den Regen schlaff
Geworden. Tadle nicht, so kühn als schwach,
Die Einrichtung der Welt! Was willst du doch
Mit matten Augen durch den Himmel sehn!
Den du in Stürmen hörst, und über dir
In Blitz gehüllet siehst, der sorgt für dich!

Drittes Kapitel.

Geronios Brief. Die angenehmen Lehrstunden. Da giebt es mancherlei zu rathen! — Seltsame Sach- und Worträthsel.

Die Kinder waren nun mit dem Himmel wieder völlig ausgesöhnt, ja sie freuten sich gewissermaßen, daß sie die Reise zum Vater Geronio noch für die künftigen Tage zu erwarten hätten, und daß also dadurch ihr Vergnügen verlängert sey. Indem sie noch darüber gemeinschaftlich sprachen, trat ein Bote von Geronio in die

Stube, ganz durchnäßt von dem triefenden Regen, und überbrachte zwei Briefe, den einen an den Vater, den andern an Hannchen. Diese erbrach den ihrigen voller Erwartung und las dann mit sichtbarer Freude folgende Worte:

„Meine gute, liebe Johanna,

Ich glaubte heute den festlichen Tag deiner Geburt auf meiner kleinen Insel feiern zu können; bei der regnigten Witterung aber habe ich dich mit deinen lieben Eltern und Geschwistern nicht erwartet, hoffe jedoch euch morgen, oder sollte sich dann der Himmel noch nicht aufgeklärt haben, übermorgen bei mir zu sehen. Wir wollen alsdann nachholen, was wir heute versäumt haben."

„Daß du heute eine neue Laufbahn deines Lebens mit Heiterkeit und Frohsinn antreten kannst; daß Liebe

und Wohlwollen dein sorgenloses Dasein sicher umschweben; daß kindlicher Friede und himmlische Ruhe in deinem Herzen wohnen — das erfüllt mich mit einer innigen und lebhaften Freude. O meine gute Johanna, erhalte dir diesen frommen kindlichen Sinn; er ist der köstlichste Schatz des Lebens. Der große Lehrer der Menschheit sagt selbst in dieser Bedeutung zu seinen Verehrern: „wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr „nicht in das Reich Gottes kommen.“ Bleibe ein so gutes, sanftes Mädchen, als du jetzt bist, hange ferner mit kindlicher Liebe an deine Eltern, sey gegen Arme hülfreich und gegen Jeden zuvorkommend. So wirst du leicht und sicher durch dies unruhige Leben wandeln.“

„Ich kann es dem Himmel nicht genug danken, daß er mich nach einem so stürmischen Leben, einer so glücklichen Familie und so liebenswürdigen Kindern nahe geführt

hat. In eurer Umgebung fühle ich mich so wohl, bei euren unschuldigen Spielen so erheitert, daß ich darüber alles vergesse, was mich einst im mühseligen Leben drückte und niederbeugte. Dann versetze ich mich mit wehmüthiger Freude in die Jahre der Kindheit, wo keine Sorge mich beängstigte, wo mir das Leben heiter und fröhlich entgegen lachte, wo der Garten und der nahe Wald der Schauplatz meiner jugendlichen Lust war, und wo mich die wachsame Liebe der Eltern vor jeder äußern Gefahr bewahrte. O genieß mein gutes Mädchen, mit deinen Geschwistern diese glückliche Zeit, sey froh und heiter und waffne dich mit Unschuld und Tugend gegen die Zukunft. Was dann auch kommen mag, es wird dir an innerm Frieden nicht fehlen. — Nimm diese Bitten und Wünsche mit demselben Wohlwollen auf, mit welchem sie dir giebt

dein

dich herzlich liebender Geronio."

Diese Worte des edlen Greises, den Johanna mit so ganzer Seele liebte, rührte sie bis zu Thränen und in ihrem Herzen regten sich die heiligsten Gefühle. Sie freute sich recht sehr darauf, den guten Geronio bald zu sehen und ihm zu sagen, wie sehr sie ihn liebe. Die übrigen Kinder theilten diese Freude mit ihr und wiederholten dem Boten öfters die Versicherung, daß sie morgen, oder übermorgen gewiß zu dem guten Einsiedler kommen würden.

Bei Tische wurde auf Hannchens Wohlsein mit lautem Jubel getrunken und die klingenden Gläser herzhaft angestoßen. Nach dem Essen besorgten die Kinder bis gegen zwei Uhr ihre Schul- und Wirthschaftsgeschäfte, und die Unterrichtsstunden suchte ihnen der Vater dadurch recht angenehm zu machen, daß er ihnen in der ersten Stunde den Anfang von Hannchens neuem Buche:

Gumal und Lina vorlas. Diese Geschichte zog die Kinder gewaltig an, und sie nahmen an den traurigen Schicksalen der unglücklichen Kinder den lebhaftesten Antheil. Sie versprachen sich noch manche angenehme und genußreiche Unterhaltung von diesem vortrefflichen Buche.

Die andere Stunde wandte der Vater zu kleinen und leichten Spielen des Witzes und des Verstandes an. Er theilte nämlich öfters den Kindern, zur Schärfung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, räthselhafte Erzählungen, Gleichnisse, Charaden und andere dergleichen Aufgaben mit. Solche Unterhaltungen gewährten den Kindern jedesmal ein sehr großes Vergnügen, denn sie wetteiferten immer mit einander, das zu Enträthselnde zuerst aufzufinden — und jede gelungene Anstrengung macht Vergnügen.

Meine jungen Leser möchten vielleicht gerne wissen, welche Aufgaben der Vater den Kindern an diesem Tage vorgelegt hat, um ihren Scharfsinn durch die Auflösung derselben ebenfalls zu üben. In dieser Voraussetzung will ich sie Ihnen hier mittheilen.

„Die sieben Brüder und die sieben Schwestern. Beide von ganz verschiedener Art."

„Wir sind unser sieben Brüder, aus dem Schooße derselben Mutter hervorgegangen, alle gesetzte Männer von festem unveränderlichem Charakter, bis auf einen, der ein Erzwindbeutel und ein flüchtiger Patron ist. Wir werden von Königen und Fürsten, von Reichen und Armen, Hohen und Niedrigen, Künstlern und Handwerkern, Soldaten und Bauern mit gleicher Begierde gesucht, zu verschiedenen Zwecken gebraucht, jedoch nicht alle in gleichen Ehren gehalten; denn zweie von uns, und

unter diesen wieder besonders einer, werden über die Gebühr geschätzt, und man erzeigt ihnen beinahe göttliche Ehre."

„Wir trotzen Wind und Wetter, Feuer und Wasser, Frost und Hitze, und lassen uns vieles bieten, bis auf unsern Bruder, den Windbeutel, mit dem man sehr delikat umgehen muß. Wir sind den Menschen unentbehrlich: denn wollen sie sich eine Wohnung errichten, so brauchen sie uns; wollen sie das Feld bauen und der Erde die Bedürfnisse des Lebens abnöthigen, so müssen sie uns zu Hülfe rufen; wollen sie die Grenzen ihrer Länder beschützen und den Feind mit glücklichem Erfolge zurücktreiben, so kann es nur durch unsern Beistand geschehn; wollen entfernte Völker in Handel und Verkehr treten, so müssen wir die Vermittler machen. Kurz die menschliche Gesellschaft müßte wieder in den ersten

Zustand der Wildheit und Unkultur zurücktreten, wenn wir uns ihren Händen entziehen wollten."

„Was mögt ihr euch doch brüsten, ihr rauhen und barschen Männer" — sagten sieben Schwestern einer und derselben Mutter, als sie jene stolze Rede hörten. „Ihr stammt aus einer todten irdischen Masse ab, seid hart und gefühllos; wir aber sind göttlichen Ursprungs und in unserm Innern wohnen höhere Gedanken. Ohne uns wäret ja weder ihr, noch sonst irgend etwas auf der Erde. Diese wäre ein roher erstarrter Klumpen, der in ewiger Finsterniß schwebte, wenn wir ihr nicht Licht und Wärme brächten. Die Menschen und alle organische Wesen könnten ohne uns weder ins Leben kommen, noch fortdauern."

„Wir steigen hervor aus dem Schooße einer Mutter, die noch kein sterbliches Auge gesehen und von deren

Beschaffenheit kein menschlicher Verstand einen Begriff hat. Niemand weiß, wohin wir gehen, und doch kommen wir immer regelmäßig wieder, begleitet, bald von dem Lichtglanz eines stralenden Gottes, bald von dem silbernen Glanz einer sanften liebenden Göttin, bald von einer unendlichen Schaar freundlicher Himmelsboten. So wie die Erde gegründet ward, waren wir da, jugendlich und schön, und begannen im friedlichen Wechsel den Kreislauf des Lebens."

„Ewig jung und blühend herrschen wir auch noch jetzt über die Erde und schauen alles, was auf dem weiten Rund derselben vorgeht. Unsern wachsamen Augen entgeht nichts, selbst was heimlich in der Dunkelheit der Nacht geschieht. Unser Blick ist nicht immer gleich heiter und fröhlich, und nicht selten trübt Mißmuth die finstere Stirn; ja bisweilen fahren wir auch im Sturm und

Ungewitter einher. Alles Große und Schreckliche, alles Hohe und Schöne, das die Welt bewegt, führen wir herbei, doch nicht nach unserm eigenen Willen, sondern auf das Geheiß der ehrwürdigen Mutter."

„Wir erscheinen nicht alle zugleich, sondern nach dem verschiedenen Alter im wechselnden Laufe. Die älteste von uns wird von den Sterblichen am freundlichsten empfangen, und mit Lobgesängen und fröhlichen Festen begrüßt. Mancher Mühselige und Schwerbeladene ersehnt sie mit Inbrunst und freut sich, wenn wir andern vor ihm vorüber gerauscht sind. Doch was sollen wir uns euch kalten gefühllosen Wesen weiter schildern. Habt ihr errathen, wer wir sind, so werdet ihr beschämt schweigen und unsere höhere Macht und Abkunft anerkennen."

Ludwig. Den Brüdern bin ich wohl auf der Spur; aber aus den Schwestern kann ich nicht recht klug

werden. Das sind so leichte, luftige Wesen, daß sie einem unter den Händen entwischen.

Wilhelm. Ja die sieben Brüder glaube ich auch zu kennen. Ich errieth sie aus dem Erzwindbeutel und aus den beiden von ihnen, die über die Gebühr geschätzt werden. Aber die Schwestern — —

Heinrich. Eben der Windbeutel hat mich ganz irre gemacht, sonst würde ich sagen, es sind die Metalle.

Ludwig. J Närrchen, der Windbeutel ist ja das Quecksilber!

Heinrich. Gehört denn das auch zu den Metallen?

Vater. Allerdings! Im gereinigten Zustande sieht es aus wie geschmolzenes Blei oder Silber und hat die sonderbare Eigenschaft, daß es in der Temperatur unsers Klimas beständig flüssig ist und dabei nicht naß macht. Wenn man es auf den Tisch schüttet, so theilt es sich in lauter kleine Tröpfchen, welche vollkommen kugelrund sind und leicht und schnell fortrollen.

Heinrich. Findet man es denn schon so flüssig in den Bergwerken?

Vater. Ja! Bisweilen liegt es ganz gediegen in den Erzen. In diesem Fall fließt es von selbst in Tropfen aus denselben, sobald man jene zerschlägt. Oefters findet es sich aber auch in den Erzen mit Schwefel und anderen fremdartigen Dingen verlarvt. In diesem Fall bringt man dieselben, nachdem sie gepocht und gewaschen sind, in den Ofen und giebt ihnen einen Zusatz, der die fremd-

artigen Beimischungen absondert. Hat man das Quecksilber, das sich in den Röhren ansetzt, vom Ruß gereinigt, so bindet man es zu hundert, und hundert und funfzig Pfund in lederne Beutel und packt diese in Fäßchen zum Verkauf ein.

Hannchen. Ist nicht die silberne Flüssigkeit in unserm Wetterglase auch solch Quecksilber?

Vater. Ja wohl! Die Einwirkung der äußeren Luft dehnt es in dem Glase entweder aus, oder zieht es zusammen und deshalb kann man darnach die Beschaffenheit der Luft sehr genau bestimmen.

Karoline. Kann man denn das Quecksilber nicht noch zu anderen Dingen gebrauchen?

Vater. Der Verbrauch des Quecksilbers ist sehr beträchtlich. Es wird zur Bereitung des künstlichen

Zinnobers, zur Scheidung des Goldes und Silbers, zum Vergolden und Versilbern im Feuer, zur Unterlage der Spiegel, zu Thermometern und zu manchem anderen Behufe angewendet. In den Apotheken ist es von großer Wichtigkeit. — —

Ludwig. Nun die sieben Brüder hätten wir also glücklich heraus. Aber wer in aller Welt mögen denn wohl die sieben Schwestern seyn?

Wilhelm. Ja das müssen erdichtete Wesen aus der alten Götterlehre seyn.

Karoline. Ich bitte meine Herrn Brüder, sich darüber die Köpfe nicht zu zerbrechen. Die Erforschung weiblicher Wesen kommt nur uns Mädchen zu und ich glaube auch diese sieben Schwestern glücklich errathen zu haben.

haben. Nicht wahr, lieber Vater, es sind die sieben Tage der Woche? Ihre unerforschliche Mutter, aus deren Schooß sie hervorgehen, ist die Zeit; ihr im Lichtglanz strahlender Begleiter — —

Doch ich will meinen jungen Lesern nicht vorgreifen. Sie werden die Vergleichung mit leichter Mühe selbst fortsetzen können. Ich eile ihnen die übrigen Aufgaben mitzutheilen.

Wer ist der Unglückliche?

Sanft schlummerte ich in dem Schooß der Erde,
Und schaute dort in heilger Finsterniß,
Der innern Schöpfung staunenswerthe Wunder.
Doch mit Gewalt entriß man mich dem Dunkel,
Und schleppte schadenfroh mich an das Licht.
Dann brachte man mich in des Ofens Hitze,

Und quälte dort die angsterfüllte Seele
Mit immer höher angefachter Gluth,
Bis sich mein ganzes innres Leben aufgelöset
Und alle äußren Schlacken abgesondert.
Nun kam ich wieder an die kühle Luft
Und von des Himmels Athem angewehet
Erglänzte ich in strahlenvoller Pracht. —
Doch meiner Leiden Ende war noch nicht erreicht,
Und manche harte Qual noch mußt' ich dulden.

Nachdem ich von des Menschen mächt'gem Arm
Mit unerhörter Wuth gepreßt, geschlagen,
Ward in die weite Welt ich ausgestoßen
Und wandle flüchtig nun von Haus zu Haus.
Ein Jeder greift mit großer Lust nach mir
Und jubelt laut, hat er mich im Besitz.
Doch wer mich heut in seine Dienste nahm,

Der kündigt morgen schon den Schutz mir auf.
Ein Andrer wirft mich in den engen Kerker,
Verwahret fest mit Schloß und Riegel mich.
Dem Dritten, der mit Sorgen mich ersehnet,
Bring ich nur Fluch und Elend in das Haus.
Und so ein Gegenstand der höchsten Wünsche,
Doch öfters noch des thränenvollen Fluchs
— Und dennoch in der Welt so unentbehrlich —
Eil in der Irre ich, und ach der Zukunft Tage
Verheißet mir ein mattes, blindes Alter.
Zuletzt verschlinget mich ein Höllenfeuer,
Woraus ich dann erschein' in glänzender Gestalt
Und meine alte Laufbahn wieder neu beginne.

Wilhelm nahm ein Stück Geld aus der Tasche, zeigte es lachend dem Vater, und fragte: „Ist es dies?" — „Getroffen!" erwiederte der Vater.

Hannchen. Ach ja, damit kann ich mir alles erklären. Aber was soll das Höllenfeuer bedeuten, worein das Geld zuletzt gebracht wird und aus dem es in einer neuen Gestalt wieder hervorgeht? —

Vater. Wenn das Geld ganz abgenutzt und sein Gepräge verwischt ist, so wird es wieder eingeschmolzen und von neuem umgeprägt.

Was mag das für ein Thier seyn?

Sonst wird zwar unter allen Thieren
Den Ruhm der Fräßigkeit, der Mensch nicht leicht verlieren;
Doch im Vergleich mit mir
Ist er fürwahr ein mäßig Thier.
Ich habe weiter nichts als Maul und Magen,
Und leztrer ist so hart wie Felsenstein;

Drum schlinget alles er begierig ein
Und kann auch alles gut vertragen.

Kaum hat der wilde Hunger mich entflammt;
So ist auch Jung und Alt, bei Tag und Nacht
Auf meine Sättigung bedacht.
Doch leider bin ich auch dazu verdammt,
Daß ich von vielem Fraße nicht gedeihe,
Und alles wieder unverdauet von mir speie.
Und Wunder ists, daß das, was ich gefressen,
Die Menschen so begierig essen.

Heinrich. Nun, das muß ich gestehn, solch ein seltsames Thier ist mir in der Naturgeschichte noch nicht vorgekommen.

Hannchen. Es wird auch kein wirkliches Thier seyn. Das kommt gewiß bei irgend einem Handwerke

vor. — Laßt mich einmal nachdenken! — (Mit der Hand vor der Stirn) Maul und Magen? — Unverdaut von sich speien?

Ludwig und Karoline (zugleich). Ich hab's! Ich hab's!

Wilhelm. O warte nur; ich bekomme es gewiß auch noch heraus.

Ludwig. Es steht mitten in unserm Dorfe.

Hannchen. Ach der Backofen!

Eine viersilbige Charade.

Die beiden ersten Silben.

Wenn schwarze Nacht die Erde umhüllet,
Der Schlaf der Sterblichen Sorgen stillet;

Wenn Wald und Felder schauerlich rauschen,
Und Mord und Verrath nur einsam lauschen:
Dann steigen wir hervor aus tiefen Klüften
Und schweben klagend in den schwarzen Lüften.
Aengstlich ist unser Aechzen,
Fürchterlich unser Geschrei.
Mit Grausen hört es der Wandrer
Gedenkt des irrenden Jägers
Und eilt zur schützenden Wohnung.
Doch wenn des Morgens erste Strahlen sich hernieder-
neigen,
Wir in der Mauern öde Trümmer auch hinunter stei-
gen,

Die beiden letzten Silben.

Von menschlicher Erfindungskraft ein Zeuge,
Und von dem Luxus unsrer jetz'gen Zeit,

Bleibst du sehr oft vor meinem Antlitz stehen,
Und schauest mich mit stiller Freude an.
Blickst du mich freundlich an, so lächl' ich wieder
Und zeige dir ein freundliches Gesicht;
Doch wenn du zürnst, so siehst du mich auch zürnen,
Aus meinen Augen glühen bittren Groll. —
Stolz bin ich nicht, auch eitel nicht zu nennen,
Doch zeig ich dir sehr oft ein eitles Bild.
Willst du dich treu und ungeheuchelt kennen,
So tritt bescheiden hin vor meinen Schild.

Das Ganze.

Ich bin ein gar spaßhaftes Kerlchen gewesen,
Und konnt ich auch weder schreiben noch lesen;
Trug ich gleich keine Bänder und Orden:
So bin ich doch weltberühmt geworden.
Nie hab' ich Heere kommandirt,

Oder Natur und Kunst studirt;
Doch hab' ich viel närrisches Zeug gemacht,
Nur immer geschäkert, gefaselt, gelacht
Und dadurch bin ich so celèbre geworden,
Daß man mich kennet im Süden und Norden.
Willst du nur hin zum Bildermann laufen,
So kannst du mich für sechs Pfennige kaufen;
Da magst du meine Thaten dann lesen
Und dich freuen über mein lustiges Wesen.

Die Kinder hatten es bald herausgebracht, daß der bekannte Eulenspiegel, von dem ihnen der Vater schon manche drollige Anekdote erzählt hatte, in dieser Charade gemeint sey.

Viertes Kapitel.

Das Schießen nach der Scheibe. Das Post- und Reisespiel. Auf Regen folgt Sonnenschein. Der Garten. Der Spaziergang. Der Waldgesang.

Durch solche und ähnliche Unterhaltungen verflossen die Stunden des Unterrichts auf eine leichte und angenehme Art, und die Kinder hatten es kaum gemerkt, daß der Regen unterdeß immer stärker und anhaltender geworden war. Nach Beendigung der Lehrstunden berathschlagten die Kinder unter einander wegen eines gemeinschaftlichen

Spiels. Die Mehrheit der Stimmen fiel dahin aus, daß man sich in die geräumige, glattgeebnete Scheune begeben und sich dort durch das Schießen nach der Scheibe vergnügen wolle.

Ein jeder von den Knaben hatte nämlich ein sogenanntes Blaserohr, daß etwa zwei Ellen lang, von einem geschickten Tischler künstlich ausgehöhlt und mit einer glänzend braunen Farbe überstrichen war. Durch dies Rohr bliesen sie einen Stachel, der aus einem feinen Nagel und einem Büschel fein gezupfter linnener oder seidener Fäden gemacht war. Dieser Stachel ward nach einer Scheibe abgeschossen, die mit breiten Kreisen von hellleuchtenden Farben bemalt, und in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten aufgehängt war. Ludwig hatte jene Kreise nach dem Zirkel auf einem Blatte starken Papiers genau abgezeichnet und dies dann auf ein rundes Brett festgeklebt.

Nach solchen Scheiben schossen nun die Kinder öfters in den Spiel- und Erholungsstunden, und sie hatten es darin zu einer so hohen Fertigkeit gebracht, daß sie die Scheibe fast nie und die mittleren Kreise derselben nur selten verfehlten. Selbst der kleine Ferdinand traf öfters die Scheibe, aber er hatte auch das Recht, der Scheibe um die Hälfte näher zu treten. Dies war sehr billig, da seine Brust zum Blasen noch schwach und sein Blaserohr um die Hälfte kürzer als das der Anderen war. Alle hielten darauf, daß ihre zu diesem Spiele gehörigen Sachen immer in dem besten Stande waren. Jeder hatte wohl zwei bis drei Dutzend neuer Stacheln und mehrere Scheiben vorräthig. Die alten wurden, wenn sie tüchtig zerschossen waren, aufgehoben und die Kinder hatten eine herzliche Freude darüber; wenn sich die Löcher von den Stacheln um den Mittelpunkt recht dicht zusammendrengten.

Da dies nun ein Spiel war, das bei üblem Wetter sehr gut auf dem Hausflur oder in der Scheune getrieben werden konnte, so nahmen die Kinder bei solcher Witterung sehr gern ihre Zuflucht dazu, und darum war es ihnen auch heute sehr willkommen. Sie luden sich noch ihre beiden Freunde, Friedrich und August, zwei Söhne des Schulzen von Pevesin, dazu ein, und die Mutter versprach ihnen, daß das Geburtstagskind sie dabei mit Chokolade und Kuchen bewirthen sollte.

Unterdeß nun Karolinchen diese bereitete und Hannchen ihre schönen Geburtstagsgeschenke noch einmal durchmusterte, trieben die Knaben in der Scheune ihr fröhliches Spiel. Sie schossen und trafen diesmal die innersten Kreise der Scheibe mit einer Sicherheit und Genauigkeit, daß sie sich in ihrer Kunst selbst übertrafen. Sogar der kleine Ferdinand traf einmal den mittel-

sten Knopf und hatte darüber eine so außerordentliche Freude, daß er jubelnd aus der Scheune mitten durch den dichtesten Regen zu den Eltern und Schwestern lief, und ihnen im Siegeston verkündete: „Ich habe den Knopf getroffen! ich habe den Knopf getroffen!" Alle nahmen daran den herzlichsten Antheil und verwunderten sich über die Maaßen. Besonders war der alte ehrliche Hans hocherfreut, ahmte alle Sprünge seines kleinen Lieblings auf eine possierliche Weise nach, nahm ihn dann auf seinen Arm und eilte mit ihm zurück in die Scheune, um den glücklichen Schuß selbst zu sehen.

Ludwig war unter allen am glücklichsten gewesen, freilich war er auch der geübteste. Er hatte zwölfmal den Knopf getroffen und die Scheibe nicht ein einzigesmal verfehlt. Am schlimmsten war der arme Wilhelm weggekommen. Er hatte den innersten Kreis oder den

Knopf nicht einmal getroffen und die Scheibe achtmal verfehlt. Doch müssen dies meine jungen Leser nicht auf Rechnung seiner Ungeschicklichkeit schreiben; denn aus Mangel an Uebung hatte er in jener Kunst noch keine sonderliche Fertigkeit erlangen können. Es waren aber kaum zwei Monathe vergangen, so war er ein eben so geübter Schütze, als die übrigen Brüder geworden und konnte mit ihnen um jeden Preis wetteifern.

Länger als eine Stunde hatten die Kinder auf diese Art in der Scheune recht angenehm zugebracht, da lud sie die muntere Königin dieses festlichen Tages, aus dem geöffneten Fenster, mit lautrufender Stimme zur Chokolade ein. Alles ward nun sorgfältig über die Seite geschafft und an seinen bestimmten Ort hingelegt. Der köstliche Trank und der lockere Kuchen wurden mit großer Behaglichkeit verzehrt.

Hierauf ward auf den Rath der Mutter einstimmig beschlossen, sich bis zum Abendbrot die Zeit durch das beliebte Post- und Reisespiel angenehm zu vertreiben. Die Mutter holte aus der reichgefüllten Vorrathskammer einen gehäuften Teller voll Rosinen und Mandeln und vertheilte sie gleichmäßig unter die Kinder. Eine Mandel erhielt beim Einsatz den Werth von drei Rosinen. Während des Spiels durfte Niemand von seinem Eigenthum naschen, damit dies nicht vor der Zeit aufgezehrt werde. Die Beobachtung dieses Gesetzes kostete besonders dem kleinen Ferdinand viel Ueberwindung, um so mehr, da er einmal so glücklich war, den ganzen Einsatz zu gewinnen und er dadurch seinen Vorrath so ansehnlich vermehrt sah. — Hannchen und Wilhelm machten gemeinschaftliche Kasse. Sie hatten aber kein sonderliches Glück und nach Beendigung des Spiels hatten sie kaum zwanzig Rosinen zu theilen. Der Glücklichste

war August; denn dieser hatte den Einsatz viermal gewonnen.

Nach Tische las der Vater aus Campens Reisebeschreibungen vor. Man stand gerade an Vaillants Reise in das Land der Hottentotten und Kaffern, und die Abentheuer dieses kühnen Reisenden, der oft wiederholte spaßhafte Kampf seines Affen mit dem wachsamen Hahn, die Sitten und Gebräuche jener Völker und so manche andere höchst interessante Auftritte, machten den Kindern so viel Vergnügen, daß die Stunde des Schlafengehns herangerückt war, ehe sie es vermutheten. Und so war denn den Kindern der Geburtstag ihrer guten Schwester, trotz des bösen Wetters, recht angenehm und genußreich verflossen, und was den Beschluß dieses Tages so erfreulich machte — den Besuch beim Vater Geronio hatten sie noch zu erwarten.

Sie legten sich mit dem Wunsche zu Bette, daß sie morgen früh ein schöner freundlicher Blick der unumwölkten Sonne begrüßen möchte. Aber leider hingen auch da noch düstre Wolken, die ein schneidender Wind gegen Abend trieb, am unfreundlichen Himmel. Erst gegen den Mittag klärte sich dieser etwas auf; der Wind legte sich allmälig, und hin und wieder blickte die Sonne hinter zerrissenen Wolken lächelnd hervor.

Am Nachmittage wurde das Wetter immer schöner und angenehmer. Die Wolken eilten leichter und flüchtiger vorüber; die Luft ward wärmer und erquickender und am Ende stand die Herrscherin des Tages ganz frei und heiter an dem großen Himmelsbogen. Da eilten die Kinder hüpfend hinaus in den Garten, um zu sehen, ob auch der anhaltende Regen ihren kleinen Anpflanzungen keinen Schaden zugefügt habe. Aber welch ein süßer

erquickender Geruch duftete ihnen entgegen! welch ein fröhliches Leben regte sich in der Luft und auf den Bäumen!

Alles war wie neugeboren. Die starkbelaubten Bäume waren mit einem frischeren und höheren Grün bekleidet; der herrliche Blumenflor glänzte in einem schöneren Farbenschmuck; die jungen Kräuter waren stärker emporgewachsen und tausend neue Pflanzen drängten sich aus der neubefruchteten Erde hervor. Die Strahlen der Sonne spiegelten sich in den Regentropfen, die an den Blättern und Zweigen hängen geblieben waren, und bildeten eben so viele kleine leuchtende Regenbogen. Welche Freude für die Kinder, als sie alles in verjüngter Schönheit prangen, und auch ihre kleinen Gärtchen so verschönert wiedersahen!

Noch gingen sie bewundernd in denselben umher und zeigten sich einander bald dieses bald jenes, da kam der Vater mit Huth und Stock und rief sie zu einem Spaziergange nach dem Fichtenwäldchen. Alle waren sogleich bei der Hand, sprangen zum Garten hinaus, über den Kirchhof weg, hin nach dem lieben Walde. „Ach, lieber Vater — rief Johanna — ich will mein kleines Nantchen mitnehmen. Das hat schon so kläglich geblökt und möchte gern aus dem engen Stalle heraus.“ — Der Vater bewilligte dies gern und alle warteten so lange, bis die liebe Schwester mit ihrem Lämmchen zurückkam. Und nun ging es rasch und munter dem schattigen Hain zu. Die erwachsenen Personen kamen langsamer hinterher, und das kleine Nantchen sprang lustig und froh neben seiner lieben Gebieterin her.

O wie war alles so schön und herrlich in der weiten Natur! Tausend Lerchen durchschmetterten die Luft mit

ihrem lobpreisenden Gesang; die Nachtigall flötete in sanften schmelzenden Tönen, im dunklen Laube des Eichbaums; die Grasemücke zwitscherte mit fröhlichem Eifer ihr wechselndes Lied, und im nahen Schilfe plauderte mit redseliger Geschwätzigkeit der lebhafte Rohrsperling, indem er auf dem schwankenden Rohre sich wiegte. — Auf den grasigten Auen hüpfte lustig das Lämmchen und die jungen Rinder brüllten vor Freude. Auch die Frösche verkündeten in der Nähe und aus der Ferne durch ihr schreiendes Gequake, ihr glückliches Dasein. Kurz alles Belebte in der Natur vereinigte sich zu einem großen rührenden Lobgesang. Dazu murmelte der leise Wasserfall eines kleinen Thalbachs, und zwischen den Blättern flüsterte leise das zephyrische Wehen der Luft.

Die Kinder, die den herrlichen Wald fröhlich durchhüpften, wurden von dieser wunderbaren Schönheit leb-

haft ergriffen, stimmten mit ein in die allgemeine Freude und erhoben folgenden Waldgesang:

Wie schön, wie herrlich ists im Wald!
Wie drängt sich Baum an Baum!
Ach, einen schönern Aufenthalt
Giebts wohl auf Erden kaum.

Die reichen Leute haben zwar
Salons schön tapezirt,
Und Könige, die haben gar
Den Boden glatt fournirt;

Und sitzen hoch auf weichem Pflaum.
Wir aber sitzen da
Auf frischem Rasen, unterm Baum,
Dem schönen Himmel nah.

Da blitzt die Sonne durch das Grün,
Dort singt die Nachtigall,
Da schwirrt ein fleißig's Bienchen hin,
Dort rauscht ein Wasserfall.

Hier duften Blumen mancher Art
Bei blühendem Gesträuch;
Da hüpfen Vögel jung und zart
Vergnügt von Zweig zu Zweig.

Und wir, wir hüpfen jugendlich
Durch schlanker Bäume Reihn,
Und preisen, guter Schöpfer, dich
Für diesen schönen Hain.

Als die Sonne ihren täglichen Kreislauf zu beschließen begann, kehrte die Redlichsche Familie zurück

nach der friedlichen Wohnung. Hier fanden sie einen Brief von Geronio, folgenden Inhalts: „Der heuti„ge schöne Nachmittag läßt für morgen auf einen heite„ren, sonnigten Tag schließen. Ich ersuche also nochmals „die sämmtlichen Mitglieder der Redlichschen Familie „— es versteht sich, daß auch der alte Hans dazu ge„hört — sich morgen bei guter Zeit auf meinem kleinen „Eilande einzufinden und sich mit der ländlichen Freude, „die ich ihnen bereitet habe, zu begnügen."

Die Kinder bestürmten nun den Vater mit Bitten, morgen recht früh zum guten Geronio hinüber zu schiffen, und der Vater erklärte auch zuletzt, daß sie um zehn Uhr absegeln wollten. — Voll der herrlichsten Hoffnungen legten sich heute die Kinder zu Bette

Fünftes Kapitel.

Der schöne Morgen. Die Abreise. Der überraschende Empfang. Die glücklichen Insulaner. Wo wohnt der Friede?

Ludwig, der muntre rasche Knabe, war der erste, der am folgenden Morgen erwachte. Eben erhob sich die Sonne in ihrer goldenen Pracht über den Rand der Erde. Der Himmel war heiter, die Luft rein und erquikkend. Schnell weckte er den schlafenden Wilhelm und zeigte ihm den freundlichen Himmel. Beide waren bald

angekleidet und eilten nun hinunter zu den Schwestern, um auch diese zu dem fröhlichen Tage zu wecken. Die fleißige und wirthschaftliche Karoline aber, die sich im Frühaufstehn nie beschämen ließ, war schon auf dem Platze, und gab aus der Speisekammer die nöthigen Sachen zum Frühstück.

Auch Heinrich und Hannchen hatte der schöne Morgen, oder vielmehr der bevorstehende, freudenreiche Tag aus den Armen des Schlafs geweckt. Es ward immer munterer im Hause, und als der Vater aus der Schlafstube heraustrat, empfingen ihn die Kinder mit einem lauten Jubelgeschrei. Dieser erinnerte sie, ihre Wirthschaftsgeschäfte für den heutigen Tag rasch zu besorgen, damit sie um acht Uhr mit allem fertig wären. Bis um zehn Uhr wollte er ihnen Unterricht geben, und dann sollte es hingehn nach dem ersehnten Eilande.

Das hörten die Kinder mit inniger Freude, verrichteten schnell ihre Geschäfte, und da sie in den Lehrstunden sehr aufmerksam und fleißig gewesen, so schloß der Vater dieselben noch vor der bestimmten Zeit. Nun rüstete man sich schnell zur Abreise, holte manches Spielgeräth herbei und eilte dann im geflügelten Lauf nach dem Graben. Hier wartete der treue Hans schon mit dem Kahne, und nachdem Jeder seinen angewiesenen Platz eingenommen hatte, ward der Kahn, unter einem lauten Freudengeschrei, vom Lande gestoßen.

Unter manchem fröhlichen Gesang, den die Kinder anstimmten, näherte sich die glückliche Familie der lieblichen Insel. Als man schon so nahe war, daß man die einzelnen Gegenstände sehr deutlich unterscheiden konnte, da sahen sie aus allen Buchten wohl an zwanzig Kähne, aus denen ein lustiger Gesang erscholl, auf sie zurudern.

Die Fischer und Fischerinnen, die sich darin befanden, waren alle in sonntäglichen Kleidern mit Kränzen und Blumen geschmückt. Von dem einen der Kähne her ertönte eine ländliche Musik, welche die Mädchen durch ihren Gesang begleiteten.

Verwundert sahen die Kinder sich an, und wußten nicht, wie sie diese Erscheinung sich deuten sollten. Ihre Verwunderung aber stieg bis zum freudigen Erstaunen, als die Kähne den ihrigen umschlossen und Kränze und Blumen hineinwarfen. Der ehrliche Hans legte sein Ruder bei Seite, stützte seinen Kopf in beide Arme, und schien in dieser Stellung den Ausgang der seltsamen Erscheinung abwarten zu wollen.

Hinter all den übrigen Kähnen war eine schöne Gondel verborgen, in welcher Geronio mit einigen

umkränzten Mädchen saß. Jetzt kam diese zum Vorschein und gewährte einen herrlichen Anblick. Sie war sehr künstlich gebaut und mit mancherlei Zierrathen geschmückt. Ihr Anstrich war grün und der Rand vergoldet. Das Verdeck, welches nöthigenfalls auch abgenommen werden konnte, war von grüner Leinwand, und hatte zu beiden Seiten Fenster, an den Enden des Kahns aber Thüren, so daß man darin wie in einem Zimmer sitzen konnte. An den Seiten liefen schön gepolsterte Bänke entlang. — Die Sonne leuchtete mit ihren glänzenden Strahlen auf die Gondel, und die Fenster so wie die Vergoldung warfen dieselben blendend zurück. Man kann sich leicht denken, welchen Eindruck diese überraschende Erscheinung auf die Kinder machte.

Geronio näherte sich dem Redlichschen Kahn, die Mädchen stiegen in denselben hinüber und bekränzten

das gute Hannchen, die gar nicht wußte, was das alles bedeuten sollte; denn an ihren Geburtstag dachte sie gar nicht mehr. Freudig bewillkommneten die Kinder den freundlichen Greis und bezeugten ihm ihre Verwunderung über alles, was sie hier hörten und sahen. „Der „heutige Tag“ — sagte er — „soll für meine Leute „ein Tag der Freude und der Erholung, eine Frühlings- „und Geburtstagsfeier zugleich seyn. Diese Gondel habe „ich für die Redlichsche Familie machen lassen, da- „mit sie mich künftig auch an trüben und regnigten Ta- „gen besuchen kann.“

Die übrigen Kähne hatten unterdeß einen Kreis um die Gondel und um den Redlichschen Kahn geschlossen. Die Musik und der Gesang hörten auf und Geronio rief laut: „Das liebe Hannchen, unser Geburts- „tagskind soll leben!“ — Ein lautjauchzendes Hoch,

und ein schallendes Schmettern der Trommeten erwiederte den Ausruf. „Unser braver Pfarrer mit seiner trefflichen „Familie soll leben!" — rief Geronio abermals; und Freudengeschrei und Trommetenschall durchtönte abermals den Luftkreis. „Und unser Vater Geronio „soll leben!" — rief einer von den Fischern; und das Ufer erscholl von dem oft wiederholten Jubelgeschrei. Man ruderte nun wieder unter Gesang und Musik dem Ufer zu, wo die Kinder der Fischerleute den festlichen Zug erwarteten.

Auf der Insel wohnten etwa zwanzig Fischerfamilien, welche nebenbei auch etwas Ackerbau, vorzüglich aber den Hanf- und Flachsbau trieben, und alle des braven Geronio Unterthanen waren. Es war ein ehrlicher guter Schlag Menschen, die wenige Bedürfnisse hatten und in ihrer ruhigen Abgeschiedenheit recht zu-

frieden und glücklich lebten. Um das, was in der großen Welt vorging, kümmerten sie sich nicht, und nur selten erhielten sie aus den benachbarten Dörfern einen Besuch. Wenn die Männer ihre Fische nach Brandenburg oder nach Potsdam brachten — denn bis dahin erstreckte sich ihr Handel — so kauften sie sich dort die Bedürfnisse des Lebens und das Hausgeräth ein, was sie sich nicht selbst verfertigen konnten. Das meiste aber, was sie in ihrem Hause und bei ihren Geschäften brauchten, war das Erzeugniß ihres eigenen Fleißes.

Seitdem Geronio den Wachowschen Werder im Besitz hatte, waren sie die glücklichsten Leute von der Welt. Er erließ ihnen einen Theil der Abgaben, besuchte sie oft in ihren Wohnungen und bekümmerte sich sorgfältig um ihre häusliche Angelegenheiten. Den Faulen wußte er zum Fleiß, den Nachlässigen zur Ordnung,

den

den Schmuzigen zur Reinlichkeit, den Schläfrigen zur fröhlichen Geschäftigkeit zu ermuntern. Wo Armuth und Dürftigkeit war, da half und unterstützte er auf eine liebreiche Weise. Dem fleißigen, treuen und sorgfältigen Hausvater gab er Beweise seiner Liebe und seines Wohlwollens, und wer sich durch Redlichkeit und Tugend auszeichnete, der besaß sein ganzes Vertrauen.

Besonders bemühte sich Geronio unter den gutmüthigen Inselbewohnern den Sinn der Friedfertigkeit, der Vertragsamkeit und zuvorkommenden Liebe zu wecken und allgemein zu verbreiten, und dadurch jeden Streit und Hader von seiner friedlichen Insel zu verbannen. Um einen jeden seiner Unterthanen mit sich und seinem Schicksale zufrieden zu machen, und vor den drückenden Sorgen der Nahrung zu sichern, befreite er den Dürftigen und Nothleidenden von dem drückenden Joch der

Armuth. Denn er wußte es recht gut, daß große Armuth alle geistige Kraft des Menschen ertödtet, das Herz mit Mißmuth und Unwillen erfüllt, und nicht selten die bösen Neigungen des Neides, des Betrugs und der Schadenfreude erweckt. Deshalb baute er den Aermeren, welche enge und niedrige Hütten hatten, reinliche und geräumige Wohnungen, und gab ihnen hinter denselben ein Stück Ackerland, um sich darauf das nöthige Gemüse zu bauen.

Er versammelte Arme und Reiche sehr oft auf einem großen freien Platze vor seiner Wohnung und veranstaltete öfters kleine ländliche Feste, bei denen es immer sehr mäßig, aber eben deswegen auch sehr heiter und fröhlich zuging. Geronio hatte in ihnen den Sinn für Gesang und Musik zu wecken gewußt, sie im Gebrauch einiger musikalischen Instrumente unterrichten lassen, und ihnen

manches Freudeerweckende Volkslied gelehrt. Daher kam es, daß man die guten Leute nicht nur in den Stunden der Erholung, sondern auch fast bei allen ihren Geschäften singen hörte. Bei ihren Festen und Tänzen machten sie sich selbst Musik, und dies verbreitete unter Jung und Alt eine seltene Heiterkeit, einen Frohsinn, der sich über ihr ganzes Wesen verbreitet hatte.

In dem Umgange mit seinen Unterthanen war Geronios Betragen so sanft und freundlich, daß ihn Jeder, der seine Sinnesart näher kennen lernte, mit ganzem Herzen zugethan seyn mußte. Es war, als wenn ein Geist des Himmels die Gestalt des ehrwürdigen Greises angenommen hätte, um sichtbar einherzuwandeln. Die glücklichen Insulaner hingen auch mit solcher Verehrung an Geronio, daß schon seine Erscheinung einem Jedem Achtung und Liebe einflößte, und daß ein Wort

des Beifalls aus seinem Munde ihnen mehr werth war, als wer weiß welche irdische Schätze. Nichts in der Welt aber fürchtete man auch mehr, als sein Mißfallen und auch der kleinste Tadel erfüllte jeden mit bitterer Reue.

Besonders hingen die Kinder mit inniger Liebe an dem hrwürdigen Geronio; denn er mischte sich oft unter sie, und leitete und belebte ihre Spiele. Er hatte einen wackeren Lehrer auf dieser Insel angestellt, um die Kinder in den wissenswürdigsten Sachen zu unterrichten, ihren Geist zu bilden und ihren Verstand aufzuklären. Er kam oft in die Schule, ertheilte selbst Unterricht, belohnte den Fleißigen und beschämte den Nachlässigen und Trägen. Da nun die Kinder in dem Hause der Eltern die Tugenden der Mäßigkeit, der Friedfertigkeit und der Arbeitsamkeit üben lernten; da sie sich dem Ungestüm der Witterung nicht entziehn durften, sondern

schon frühzeitig den Eltern auf dem Felde und auf dem Wasser hülfreiche Unterstützung leisten mußten: so waren sie fast alle ohne Ausnahme gute, gesunde, unverdorbene Kinder der Natur.

So schien dann nun dies, von allem Getöse der Welt weit entlegene Eiland der stille Zufluchtsort des Friedens und der Glückseligkeit zu seyn. Man gehorchte nur den heiligen Gesetzen der Natur und wußte nichts von den verderblichen Künsteleien des Luxus und von den Lastern einer dem Sinnengenuß ergebenen Lebensart. Ach diese vergeudet die schönsten Kräfte des Körpers, zertrümmert das Gebäude menschlicher Glückseligkeit, macht den Kopf wüste und das Herz leer, erfüllt die Brust mit Unzufriedenheit und mit den Martern eines unruhigen Gewissens. Mäßigkeit aber und Fleiß, Reinigkeit der Sitten und Unbescholtenheit des Wandels, stärken die

Kräfte des Körpers, machen gesund am Leib und an der Seele, füllen das Herz mit edlen und herrlichen Gefühlen, belohnen uns mit den Freuden eines vorwurfsfreien Gewissens und verbreiten den Frieden des Himmels in unserm Innern.

Doch ich habe mich zu weit entfernt von der Redlichschen Familie und von der fröhlichen Geburtstagsfeier. Ich hoffe aber von meinen jungen Lesern Verzeihung zu erhalten. Vielleicht haben sie dies in kurzen Umrissen dargestellte Gemälde der stillen Glückseligkeit unserer guten Insulaner mit einigem Vergnügen betrachtet! —

Sechstes Kapitel.

Das überraschende Geschenk. — Das fröhliche Mittagsmahl. Wer mag dort rufen? — Der Fischerreigen. Das Fischerstechen. Geronios Vorschlag.

Die Fischer befestigten ihre Kähne am Ufer, die Gondel ward in eine sichere, von herabhängenden Weiden beschattete Bucht gezogen, und der ganze festliche Zug ging nun nach Geronios Wohnung. Vor derselben standen auf einem freien grünen Rasenplatz mehrere Tische

für die Bewohner der Insel gedeckt; denn der gute Greis wollte heute alle seine Unterthanen um sich her versammelt und sich des mäßigen Mahles gemeinschaftlich freuen sehn.

Geronio führte die Redlichschen Kinder in die Gartenstube und überreichte hier Hannchen zu ihrem Geburtstagsgeschenke sämmtliche Bände des Bertuchschen Bilderbuchs. — Wer beschreibt die Freude des guten Mädchens beim Anblick dieses herrlichen Geschenkes? Da standen die prächtigen Bände im glänzenden Franzband! und als sie dieselben öffnete — wie funkelten ihre Augen beim Anblick der schönen Kupfer! Welch ein Reichthum der dargestellten Sachen! welch eine Mannigfaltigkeit der Gegenstände! — Sie hätte beinah vor lauter Freude dem Geber des köstlichen Geschenks zu danken vergessen.

Mit lebhafter Neugierde durchblätterten die Kinder die trefflichen Bücher, und der kleine Ferdinand schleppte eilig einen Stuhl herbei, um an den Tisch heranreichen und die herrlichen Sachen auch beschauen zu können. Bei jedem neuen Gegenstande brachen sie in Ausrufungen freudiger Bewunderung aus. Bald erregten die Ostindischen Schmetterlinge mit glänzend strahlenden Farben ihre Aufmerksamkeit; dann zogen sie wieder die buntgefiederten Papagaien, der mit den Farben des Regenbogens umkleidete Paradiesvogel, der kleine luftige Kolibri, der prachtvoll stollzierende Pfau, und der im königlichen Schmuck prangende Goldfasan an. — Hier bewunderten sie den herrlichen Flor der vielfach wechselnden Rosen, die große, wunderschöne Magnolia, den hochhervorragenden Palmbaum, die Fülle saftreicher Trauben, und dort wieder die wunderbar gestalteten Ungeheuer einer fabelhaften Erdichtung, die gräßlichen,

Tod und Entsetzen drohenden Schlangen, und den in kochender Gluth tosenden Vesuv, aus dessen offenem Schlunde eine hohe Feuersäule emporstieg.

Viele Thiere und Pflanzen, und manche Gegenstände aus der Geschichte und Länderkunde, waren ihnen schon bekannt; aber sie in neuen Abbildungen zu sehen, machte ihnen eine ungemeine Freude. Oefters hatte ihnen der Vater beim Vortrage in der Naturgeschichte von den Erzeugnissen des Auslandes keine bildliche Darstellungen zeigen können, und jedes der Kinder hatte sich dann nach der Beschreibung, mit Hülfe der Einbildungskraft, eine ganz eigene Vorstellung davon gemacht. Jetzt traten diese Gegenstände in Abbildungen vor ihre Augen und mit einemmal wurde ihnen alles deutlich und klar, was sie sich nur dunkel und unvollständig gedacht hatten.

Unterdessen war die Zeit zum Mittagsessen gekommen. Geronio speisete mit der Redlichschen Familie mitten unter den Männern, Frauen und Kindern der Insel. Die Mahlzeit währte nicht lange und war sehr mäßig. Da fand man keine Werke einer studirten Kochkunst, nichts was den Gaumen kitzelt und die Eßlust ungewöhnlich reizt, sondern nur zwei Gerichte kräftig und einfach zubereitet. Dabei waren die guten Leute so froh und glücklich, wie es wohl schwerlich eine königliche Gesellschaft, an ihrer mit köstlichen Speisen reichlich besetzten Tafel seyn mag. Statt des prunkenden Saals saßen sie unter dem großen blauen Himmelsbogen, in dem Schooß, der mit ihrer Frühlingsschöne geschmückten Natur. Statt der rauschenden Musik der Instrumente sang ihnen das Chor der Vögel Freude nnd Wohlsein ins Herz. Statt der gekünstelten Wohlgerüche dufteten ihnen die Blumen des Feldes lieblich entgegen.

Eben war man aufgestanden von der fröhlichen Mahlzeit, als man vom jenseitigen Ufer des Sees her ein lautes, jauchzendes Rufen hörte. Man schaute hin, und wer war es? — die Hartmannschen Kinder mit ihren Eltern. Geronio hatte sie zu diesem Feste ebenfalls eingeladen; der Vater aber hatte es ihm, wegen dringender Geschäfte nicht bestimmt zusagen können. Jene Geschäfte waren durch verdoppelte Thätigkeit glücklich beseitigt, und da war nun die ganze Familie, um Theil zu nehmen an dem ländlichen Feste und durch diese Theilnahme die Freude des Tages zu erhöhen.

Schnell bestieg Geronio mit der Redlichschen Familie die Gondel; die Fischer griffen zu den Rudern, andere zu ihren Instrumenten und so kamen sie plötzlich aus den Buchten hervor, ruderten dem jenseitigen Ufer zu und empfingen die, über dies alles erstaunte Hart=

mannsche Familie mit Musik und Gesang. Nachdem man angekommen war und sich gegenseitig über das erwünschte Zusammentreffen gefreut hatte, wurde den Verwunderten die Veranlassung zu alle dem, was sie hier sahen und hörten, erklärt und so bestiegen denn alle wieder die künstlich gebaute Gondel, über die sich die Hartmannschen Kinder höchlichst verwunderten.

Ach wie viel hatte Hannchen ihren kleinen Freunden und Freundinnen aus Roskow, von den schönen Geschenken der Eltern und Geschwister, und von dem herrlichen Bilderbuche, das ihr Vater Geronio geschenkt hatte, zu erzählen! Sobald man ans Land gestiegen war, lief sie mit ihnen nach der Gartenstube und zeigte ihnen die trefflich illuminirten Kupfer. Aber bald wurden sie zu einem neuen Vergnügen abgerufen, das ihnen der gute Geronio zu bereiten gedachte.

Ein besonderes Vergnügen der Jünglinge auf der Insel, wodurch sie Furchtlosigkeit, Gewandheit und Geschicklichkeit im Schwimmen erlangten und übten, war das sogenannte Fischerstechen. Zwei Jünglinge, leicht bekleidet, und mit einer langen hölzernen Lanze bewaffnet, bestiegen jeder einen Kahn. Dies thaten zugleich mit ihnen zwei andere rüstige Jugendgenossen, die den Kahn geschickt und sicher zu leiten verstehen mußten. Die beiden Kämpfenden stellten sich mit ihren Lanzen in die vorderste Ecke des Kahns; in der hinteren saß der Fährmann mit seinem Ruder. Beide Kähne stellten sich in einer Entfernung von etwa zweihundert Schritten gegen einander, und auf ein gegebenes Zeichen ruderten sie muthig auf einander los.

Die Kämpfer legten die Lanze an die Schulter, und so wie sie sich nahe kamen, suchten sie sich im Vorbeifah-

ren die Lanze vor die Brust zu stoßen. Wer nun nicht recht fest stand, oder nicht gut balanciren konnte, der fiel ins Wasser und mußte ans Ufer schwimmen, wo er mit Gelächter und Spottreden empfangen wurde. Damit sie sich nun aber beim Stoßen keinen Schaden zufügten, so hatten sie vor der Brust ein dicht gepolstertes, ledernes Kissen, und an der Spitze der Lanze einen Knopf von ausgepolstertem Leder.

Dies Schauspiel wollte Geronio heute seinen Gästen geben und hatte deshalb acht starke, wohlgeübte Jünglinge ausgesucht, die den Kampf gegen einander versuchen sollten. Dem Sieger setzte er einen neuen, wohlgebauten Fischerkahn zum Preise aus. Diese Jünglinge kamen jetzt in einer leichten, leinenen Bekleidung mit bunten Bändern geschmückt, und wurden von einem festlichen Zuge nach dem Ufer begleitet. Es war wohl

keine Seele auf der Insel, die nicht bei diesem Schauspiele zugegen gewesen wäre. Dabei stimmten die Fischer und Fischerinnen folgenden Gesang an:

Chor.

Lobt Jäger die Wälder,
Lobt Hirten die Felder
Mit fröhlichem Sinn.
Wir wandeln und schweben,
Von Wellen umgeben,
Auf Fluthen dahin.

Die Jünglinge.

Nach des Tages banger Schwüle,
Wandeln wir in sanfter Kühle
Auf den Wogen her und hin.

Die Mädchen.

Seht, der Fische frohes Scherzen,
Ist das Bild von unserm Herzen
Und von unserm frohen Sinn.

Chor.

Lobt Jäger die Wälder,
Lobt Hirten die Felder
Mit fröhlichem Sinn.
Wir wandeln und schweben,
Von Wellen umgeben,
Auf Fluthen dahin.

Die Jünglinge.

Leicht wie uns're Kähne schweben,
Fließt dahin des Fischers Leben,
Freude wohnt in seiner Brust.

Die Mädchen.

Und bei Arbeit, Spiel und Scherzen,
Wohnet Unschuld uns im Herzen,
Heiterkeit und stille Lust.

Chor.

Lobt Jäger die Wälder,
Lobt Hirten die Felder
Mit fröhlichem Sinn.
Wir wandeln und schweben,
Von Wellen umgeben,
Auf Fluthen dahin.

Unter diesem Gesang hatten sie das Ufer erreicht; die kampfbegierigen Jünglinge bestiegen die Kähne, theilten sich darauf in zwei Hälften und nahmen in der bestimmten Weite ihre Stellungen gegen einander. Zwi-

schen jedem Kahn war ein Raum von etwa zwanzig Schritten. Am Ufer standen die Zuschauer und die Musikanten. Jetzt gab Geronio das Zeichen, und die Ruderer schlugen nun taktmäßig die spiegelhelle Fläche des Sees; so daß von jeder Seite alle vier Kähne in einer gleichen Richtung blieben. Je näher sich die Kähne kamen, desto höher stieg die Erwartung der Zuschauer; denn den Preis in diesen Spielen davon zu tragen, gereichte dem Sieger zu einer ausgezeichneten Ehre, und diejenigen, die sich darin einen Namen erworben hatten, standen auf der Insel in vorzüglicher Achtung.

Jetzt waren die Kähne dicht neben einander. Eine heilige Stille, die nur durch das Schlagen der Ruder unterbrochen wurde, herrschte rings umher. Puff! stießen sich alle Kämpfer zugleich die Lanze gegen die Brust; aber keiner fiel. Einige wankten, verlohren jedoch das

Gleichgewicht nicht und hielten sich fest auf ihrem Platze. Ein lautes Jauchzen und das Schmettern der Trommeten erscholl vom Ufer.

Der Kampf ward nun zum zweitenmal begonnen; aber diesmal fielen zweie ins Wasser. Der kleine Ferdinand schrie laut auf, als er dies sahe; denn er fürchtete, sie möchten ersaufen. Als er aber bemerkte, daß sie dem Ufer zuschwammen und ganz unbeschadet ans Land stiegen, da beruhigte er sich wieder und trocknete sich die Thränen. Da die beiden Unglücklichen aus ihrem nassen Elemente hervorgekrochen kamen, wurden sie von der Versammlung mit lautem Gelächter empfangen. Heimlich schlichen sie sich in ihre Wohnungen und kleideten sich um. Hannchen äußerte die Besorgniß, ob die Kämpfer nicht einmal beim Herunterstürzen auf die Kante des Kahns fallen und sich Schaden thun könnten. „Das ist

„nicht gut möglich" — erwiederte darauf ein erfahrner Fischer —; „denn sie können es gleich merken, ob sie fal-
„len oder sich im Gleichgewicht erhalten werden. Im
„ersteren Falle springen sie gleich selbst ins Wasser und
„warten den Fall nicht ab."

Noch fünfmal mußte der Kampf wiederholt werden, bis zuletzt nur zweie übrig blieben. Beide kämpften mit großer Hartnäckigkeit und machten sich lange den Sieg streitig, bis ihn doch endlich Einer glücklich davon trug. Triumphirend fuhr dieser nun der Insel zu, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde. Die Mädchen schmückten ihn mit Kränzen und Bändern, und Geronio schenkte ihm den fest und dauerhaft gearbeiteten Kahn. Jedermann überhäufte ihn mit Lobsprüchen; er war der König des Festes. Unter Gesang und Musik ging es nach Geronios Wohnung zurück.

Nachdem sie hier kühlende Milch und Weißbrot gegessen hatten, schlug Geronio vor, nach Rüben überzuschiffen und auf dem Tournirplatz jugendliche Spiele anzustellen. Dies war ein großer runder Platz mitten in einem ehrwürdigen Eichenhain. Der Pfarrer Redlich hatte diesem ernsten, schauerlichen Ort den Namen des Tournirplatzes gegeben, weil er vermuthete, daß die Ritter des Mittelalters von den Burgen, von welchen man in Bagow und Rüben noch Spuren sah, ihre ritterliche Uebungen auf demselben angestellt hätten.

Hier war es, besonders an den heißen Sommertagen, überaus angenehm und erquickend, und da es nicht gar weit vom Wachowschen Werder entfernt lag, so wallfahrtete die Redlichsche Familie fast jedesmal dahin, so oft sie den Vater Geronio besuchte. Sehr willkommen war deshalb allen der Vorschlag des Greises.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung. Spiele auf dem Tournirplatze. Das Fischerlied. Die Schönheit der Natur. Der herrliche Abend.

Es ward nun Anstalt gemacht, hinüber zu schiffen nach dem kleinen glücklichen Dörfchen Rüben. Die alten Fischer begaben sich mit ihren Frauen und kleinen Kindern in ihre friedliche Wohnungen. Die munteren Jünglinge und Mädchen aber folgten den beiden Familien und dem guten Geronio in die Kähne und wandelten fröh-

lich dem schattenreichen Tournirplatze zu. Hier begannen sie lustige Tänze und mancherlei ländliche Spiele. Die Knaben aber vereinigten sich zum freudenreichen Ballspiel, und erfüllten die einsame Gegend umher mit ihrem fröhlichen Jauchzen. Die Mädchen schaukelten sich auf den bemooßten Aesten einer ehrwürdigen Eiche, die ihre Zweige bis tief zur Erde niederbeugte.

Zuletzt ward gemeinschaftlich eine Jagd angestellt, die durch die Theilnahme der Fischerknaben diesmal sehr groß und glänzend war. Die Mädchen aber nahmen keinen Antheil daran. Die Jäger waren Wilhelm, Ludwig, Heinrich und ein Fischerknabe, die, von acht rüstigen und schnellfüßigen Hunden unterstützt, den Wald durchstöberten, das Wild aufsuchten und es dann erhaschten. Die gefangenen oder erlegten Thiere wurden zu Hannchen gebracht, die mit ihren Gespielinnen un-

ter einer ehrwürdigen Eiche saß und Kränze flocht, womit nachher die emsigen Jäger, und das, den Verfolgungen glücklich entgangene Wild bekränzt werden sollten.

So verflossen den Kindern mehrere Stunden sehr heiter und angenehm, und als die Sonne ihren Tageslauf zu beschließen begann, wurde zum Rückzug gerufen. Es ging nun nach den Kähnen zurück, und eben verschwand die Sonne hinter dem Bagowschen Mühlberge, als man auf Geronios Insel ankam. Von allen benachbarten Dörfern her tönte das Geläute der Abendglocke und rief den fleißigen Landmann zurück vom Felde in die schützende Wohnung, wo ein mäßiges Abendbrot ihn erquicken und ein sicherer Schlaf ihn zu den Arbeiten des folgenden Tages stärken sollte. Auch die Heerden kehrten zurück von der nährenden Weide nach den wärmenden Ställen und die Hirten bliesen auf der Schalmei ein fröhliches Liedchen.

Vor Geronios Wohnung war für Alle ein kleines Abendbrot bereitet, das in einer erquickenden Kalteschale und Honig bestand. Auch die älteren Einwohner der Insel fanden sich dazu wieder ein, und nachdem sich alle mit Speise und Trank gesättigt, dankten sie ihren Vater Geronio für den heiteren und glücklichen Tag, und begaben sich zurück in ihre stillen und friedlichen Hütten.

Auch die Hartmannsche und Redlichsche Familie wollte sich nun ihrem ehrwürdigen Gastfreunde empfehlen; denn ihre Wagen warteten schon lange jenseits des Sees. Aber der gute Greis bat sie recht dringend, den Abend über bei ihm zu bleiben und erst am folgenden Morgen ihre Rückreise anzutreten. „Gewiß“ — sagte er — „wird den schönen Tag ein herrlicher „Abend beschließen, und den möchte ich doch so gern „in der Mitte geliebter Freunde und guter Kinder

„verleben. Der Mond wird bald über den Horizont her„vortreten; wir setzen uns dann hier vor unsre Woh„nung und schauen über den See hinein in die friedliche „Landschaft. O laßt uns doch, meine Freunde, das „Leben festhalten und die Freuden, die es uns darbietet, „mit Innigkeit genießen! Was kann es für einen schö„neren und höheren Genuß geben, als wenn gute und „gleichgesinnte Menschen an dem Anblick der heili„gen Natur sich ergötzen und dadurch ihren Geist zu „den edelsten und herrlichsten Gefühlen erheben. — „Morgen früh reise ich dafür auch mit euch und bleibe „den ganzen Tag über in eurer Mitte.“

Die Freunde konnten seiner Bitte nicht widerstehen, besonders da auch die Kinder ihre Eltern herzlich baten, den Abend über beim guten Vater Geronio zu bleiben. Schnell sprangen Valetto und der alte Hans in

einen Kahn und ruderten hinüber zu den Wagen, um den Kutschern zu sagen, daß sie nur für heute wieder nach Pevesin zurückfahren, morgen aber mit dem Frühesten wieder da seyn möchten, um ihre Herrschaft abzuholen.

Es war ein schöner, lieblicher Abend, der sich auf die Erde herabgesenkt hatte — ein rührendes Bild der Ruhe und des Friedens. Der Glanz der Abendröthe vergoldete das Meer und überzog den fernen Horizont mit Purpur. Der Schatten der Nacht verschlang allmählig immer mehr das Licht des Tages. Ein Stern nach dem andern erschien am schweigenden Himmel und blickte freundlich herab auf die Erde. Immer stiller und einsamer ward es in der Natur, und nur der muntere Gesang der fröhlichen Jugend scholl von dem Dörfchen Rüben herüber. Alles war so ernst, so feierlich still, und doch sprach es so stark und rührend zum Herzen.

Da kamen einige Fischer, die Reusen in das Schilf legen wollten, in ihren Kähnen vorbeigerudert, zogen den stillen See entlang und stimmten folgenden Gesang an:

Wer gleichet uns fröhlichen Fischern im Kahn?
Wir wissen die schmeidigen Fische zu fahn.
Wir schweben im leichtgeflügelten Lauf;
Wir tanzen und heben die Füße nicht auf.

Bald hauchen uns säuselnde Lüftchen ans Ohr,
Bald heben uns schäumende Wellen empor;
Mag tosen der See das Ufer hinan,
Wir fürchten uns nicht im gaukelnden Kahn.

Wir rüstigen Schiffer verspotten es doch
Und winken die listigen Fischlein ins Joch.
Dem Schooße des Meeres — so grimmig es droht,
Wir trauen ihm selbst in schrecklicher Noth.

Wir fahren mit sinkendem Monde hinaus,
Und kommen mit reichlicher Beute nach Haus.
Uns geben die Reusen, des Abends gestellt,
Lebendige Schätze, und morgen schon Geld.

Wohl bergen uns schützende Hütten die Nacht,
Bis wieder das blitzende Sternchen erwacht.
So geht es, und nimmer gehts anders als gut;
Ein Fischer hat immer gar fröhlichen Muth.

„Wie wenig gehört doch dazu" — sagte Geronio — „um zufrieden und glücklich zu leben. Diese Leute haben gerade nur so viel, als zu des Lebens Bedürfnissen gehört, und müssen sich noch erst den Erwerb desselben sehr sauer werden lassen. Und doch sind sie immer froh und heiter. Nie höre ich eine Klage aus ihrem Munde und nie streben sie nach höheren Dingen. Die Grenze des

Sees ist auch die Grenze ihrer Wünsche. Wenn sie recht viel wünschen, so ist es ein guter Fischfang; gelingt ihnen der nicht, nun so sind sie auch zufrieden und hoffen auf eine baldige Entschädigung."

„Dafür aber schöpfen sie auch aus dem inneren Reichthum des Herzens und der Natur — und welches Glück geht wohl darüber? Ein stilles, durch keinen Sturm der Leidenschaften bewegtes Herz; ein ruhiges, durch keine Vorwürfe geplagtes Gewissen; ein friedlicher, für das stille Glück des Lebens und für die Schönheiten der Natur empfänglicher Sinn: das sind die Quellen der Glückseligkeit, und diese fließen den guten Leuten rein und ungetrübt. Außerdem braucht der Mensch sehr wenig, und wer darüber hinaus wünscht, nährt in sich die nie versiegende Quelle der Unzufriedenheit."

„Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal.“

So sprach Geronio, und alle fühlten die Wahrheit des Gesagten. Da blickte Caroline um sich, und „ach, Vater!“ rief sie in einem Ton staunender Bewunderung aus. Alle blickten sich um und sahen am abendlichen Horizont einen glänzenden Schein, der sich immer weiter verbreitete. Das tiefe Schweigen der Lüfte, die feierliche Erwartung in der Natur, der wachsende Schimmer des Himmels, alles verkündete die nahende Erscheinung einer Gottheit. Alle schauten erwartungsvoll dahin, wo sie hervortreten sollte.

Und

Und er stieg empor der freundliche Bote der Nacht, der im ruhigen Glanz gekleidete Mond, und das Meer, und die Bäume, und die Blumen leuchteten in einem silbernen Lichte. Die flötenden Töne der Nachtigall, welche das ferne Echo sanft und in Luft sich auflösend wiederholte, schien aus einer höheren Welt zu kommen und den ewigen Gang des Mondes mit dem Gesang der Liebe zu begleiten. —

Da standen sie alle voll stummer Bewunderung und labten ihr Herz an dem herrlichen Schauspiel. Der Greis blickte mit einer innigen Rührung und mit einer großen Thräne im Auge zum Himmel hinauf, und die Worte: „O Vater, wie bist du so groß und so gut!" — entstiegen seiner Brust; und ein heiliger Schauer vor der unsichtbaren Macht, die die Natur bewegt und den

Menschen mit Liebe trägt, durchdrang die Seelen der Kinder mit tiefer Ehrfurcht. Sie fühlten sich unwiderstehlich hingerissen zu dem großen Vater der Liebe.

O wohl dem Menschen, dessen Herz geöffnet ist für die Schönheiten der Natur; zu dessen Geiste das verborgene Veilchen eben so bedeutend spricht, als die herrlich strahlende Sonne; der in dem heiligen Schatten eines einsamen Waldes, oder auf den blumigten Feldern eines friedlichen Thals, oder auf den luftigen Höhen eines freien Gebirges, sich Gott näher gerückt fühlt und ihn in dem Tosen des Sturms wie in dem Wehen der Frühlingsluft vernimmt und versteht! Er wird bei allen Mißgeschicken des Lebens eine liebende Trösterin finden. Aber freilich gehört ein reines Herz dazu; denn nur die Tugend führt zur Natur, und beide gehn immer schwesterlich Hand in Hand.

Nur reinen Herzen duftet der Abendthau,
Auf lieblicher Flur! Heilig nur ihnen sind
Der Eiche Schatten! Deine Segen,
Einsamkeit, können nur sie ertragen.

Achtes Kapitel.

Karolinens Bitte. Geronio erzählt. Die Geschichte des Sächsischen Prinzenraubes.

„Guter Vater" — sagte Karoline; — „es ist hier so schön, so schauerlich angenehm. Ich möchte die ganze Nacht hier sitzen, um mich der wunderbaren Schönheit der schweigenden Natur zu freuen. O wenn du uns doch wolltest eine Geschichte aus der grauen Vorzeit erzählen, wie du uns deren schon mehrere mitgetheilt hast." —

Die anderen Kinder und auch die Erwachsenen stimmten freudig mit ein in diese Bitte.

„Sehr gern!“ erwiederte Geronio. „Ich selbst schwebte mit meinen Gedanken in der vergangenen Zeit. Jahrhunderte schwinden dahin und Menschengeschlechter gehen unter; aber die Natur in ihrer Pracht und Schönheit bleibt unwandelbar dieselbe. So wie heute die Sonne sich senkte und der Mond sich erhob: so war es vom Anbeginn der Welt. Und auch wenn wir nicht mehr sind, wird die Natur bleiben — ewig dieselbe. Darum ist es so wohlthätig, das wandelbare Treiben der Menschen zu sehen in diesem großen, ewigen Tempel der Natur. Wenn wir bemerken, wie alles menschliche Schaffen so nichtig und vergänglich ist: so werden wir ruhiger werden, das Meer unserer Leidenschaften besänftigen und uns inniger an das Unwandelbare und Unvergängliche

anschließen. — Darum führe ich euch gern zurück in die vergangenen Jahrhunderte, um euch zu zeigen, was denn bei den Handlungen der Menschen bleibend, und was vergänglich ist." —

Der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige, der um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts lebte, lag in beständiger Fehde mit ungehorsamen und widerspenstigen Vasallen und er sah sich genöthigt, um Friede im Lande zu erhalten, manchen trotzigen Ritter aus seinem Lande zu verjagen. Dies war auch der Fall mit dem Ritter Apel von Vitzthum, der sich mehreremale allen Gesetzen der bürgerlichen Ordnung widersetzt und die Befehle des Churfürsten frech verletzt hatte. Vitzthum floh nach Böhmen, wo er beim Könige Ladislaus, einem alten Feinde Friedrichs, eine günstige Aufnahme fand.

Der Churfürst, der damals mit dem eben erwähnten Könige in einem Kriege verwickelt war, übertrug vorläufig die Verwaltung der Vitzthumschen Güter dem Ritter Kunz von Kaufungen. Nach geschlossenem Frieden verlangte der Churfürst die Herausgabe derselben. Kaufungen aber verweigerte diese unter dem Vorwande, daß ihm der Herr von Vitzthum sein Eigenthumsrecht an diese Güter gerichtlich abgetreten, und daß er überdem von dem Churfürsten eine bedeutende Entschädigung für seine in Thüringen und Meissen gelegenen, durch den Krieg aber fast gänzlich verwüsteten Güter zu fordern habe. Friedrich zwang ihn aber, die Vitzthumschen Ländereien, über die der ehemalige Besitzer als ein Landesverräther nichts weiter verfügen konnte, wieder herauszugeben, setzte jedoch eine Commission nieder, welche den im Kriege erlittenen

Verlust des Kunz von Kauffungen untersuchen und angeben sollte.

Der wilde und störrige Rittersmann war aber mit dem Ausspruche dieser Commission nicht zufrieden, und äußerte gegen seinen Landesherrn die widerspenstige Drohung: „Ich will mich für den erlittenen Schaden nicht „an Land und Leuten, sondern an des Churfürsten eige„nem Fleisch und Blute rächen!“ — Der Churfürst aber war großmüthig genug, auf dergleicheu Reden nicht zu achten und sagte einst scherzend zu ihm: „Nimm „dich in Acht, guter Kunz, daß du mir die Fische in „meinem Teiche nicht verbrennst.“ —

In einigen Geschichtsbüchern findet man, daß der Churfürst den Ritter des Landes verwiesen habe. Dies ist aber eben so ungegründet, als eine andere Ursach der Erbitterung, die man sehr oft angeführt findet. Kunz

wurde nämlich im Jahre 1453 mit Nikolaus von Pflugen und achthundert Mann dem Grafen Heinrich von Reuß gegen den Herzog Wilhelm von Sachsen zu Hülfe geschickt, unterwegs aber vom Könige von Böhmen gefangen genommen. Er mußte seine Freiheit mit viertausend Gulden erkaufen, und diese Summe — sagt man nun — habe ihm der Churfürst nicht wieder erstatten wollen; darin liege auch der Grund zu dem geheimen Groll, den Kunz gegen ihn hegte. Aber in einer von dem Ritter eigenhändig ausgestellten Quittung, die sich noch jetzt in dem Archiv zu Wittenberg befindet, sagt Kunz ausdrücklich: „Daß ihm der Churfürst gedachten Kriegs halber gar nichts schuldig geblieben sey, sondern ihm alles an baarem Gelde vergütet habe."

Kaufungen wurde bei seinem widerspenstigen Betragen von dem Könige von Böhmen unterstützt. Dieser

machte an den Churfürsten eine Entschädigungsforderung für vierundsechzig Städte und Schlösser, die ehedem zu Böhmen gehört und unrechtmäßiger Weise an Sachsen gekommen seyn sollten. Er hatte deshalb schon vor mehreren Jahren einen Krieg mit Friedrich dem Sanftmüthigen angefangen, der sich aber durch die Niederlage, die er im Jahre 1453 bei Pirna erlitt, sehr unglücklich für ihn endete. Deshalb hegte er noch immer einen geheimen Groll gegen seinen mächtigeren Nachbar, und alle diejenigen, die es mit diesem unredlich meinten, fanden bei ihm Schutz und Unterstützung.

Kunz stand mit ihm und mit Apel von Vitzthum in einem geheimen Briefwechsel und unterhielt am Hofe des Churfürsten heimliche Kundschafter, die ihm von allem, was sich am Hofe zutrug, Nachricht geben mußten. Zu diesen gehörte auch ein lüderlicher, aber

schlauer und wohlunterrichteter Junge, Namens Hans Schwalbe, den er mit Empfehlungen an seine vornehmen Freunde nach Altenburg geschickt hatte. Er ward in der Küche angestellt und berichtete dem Ritter jede Kleinigkeit, die sich in seiner Umgebung zutrug.

Am siebenten Juli 1455 wollte der Churfürst eine Reise nach Leipzig, Freyberg und Pirna machen, und kaum war dies den Bedienten bekannt gemacht worden, als der verrätherische Schwalbe folgenden Brief an Kunz von Kaufungen schrieb:

„Meinen willigen Dienst und alles Liebes und Gutes zuvor.“

„Ehrbarer, strenger, lieber Junker,“

„Da der Churfürst festiglich beschlossen hat, morgen, Sonntags nach der Frühmesse, mit den meisten Hofleu-

ten nach Leipzig zu reisen, auch der Kanzler am Montag Abend ein Ehegelübde in seinem Hause ausrichten wird, und dabei unstreitig viele Höflinge seyn werden: so wird wahrscheinlich nur der alte Assinus Drabaudt, der sehr leicht eingeschläfert werden kann, den Dienst auf dem Schlosse verrichten. Der Pförtner ist bettlägerig krank; ich selbst bin bereit, euch der angelobten Treue gemäß zu dienen und erwarte eure Anstalten. Darnach ihr euch zu richten u. s. w.

Hans Schwalbe."

Merkwürdig ist es, daß der Churfürstin in der Nacht vor der Abreise ihres Gemahls träumte: ein wildes, wüthendes Schwein breche in den Schloßgarten ein und verwüste die junge, schön aufwachsende Raute, ohne daß Jemand dem Thiere Widerstand leistete; endlich sey ein Bär herbeigestürzt und habe den Eber nach einem wü-

thenden Kampfe verjagt. Die gutmüthige Churfürstin, durch diesen Traum gewaltig geängstigt, bat ihren Gemahl dringend, seine Reise noch einige Tage aufzuschieben. Der Churfürst gab ihr aber lächelnd die Antwort: „wer auf Träume achtet, greift nach Schatten, und „wird ein Spiel des Zufalls!" — Er blieb bei seinem Entschluß, reisete zur bestimmten Zeit ab und ließ seine Gemahlin und seine beiden Prinze unter der Aufsicht des Grafen von Barby ganz allein auf dem Schlosse zurück.

Darauf baute der tückische Kunz den schändlichen Plan, unter dem Schutze der Nacht ins Schloß einzubrechen, die jungen Prinze — von denen der ältere, Ernst, vierzehn, und der jüngere, Albert, zwölf Jahre alt war — zu rauben, und mit ihnen zum König Ladislaus nach Böhmen zu flüchten. Er schickte schnell seinen Knecht Jahn Schweinitz voraus, um

mit dem vorerwähnten Schalbe in dem genau bezeichneten Schloßfenster die eisernen Haken zu den Leitern zu befestigen.

Kunz selbst vereinigte sich mit einigen anderen Verschwornen, die er schon früher in seinen Plan gezogen hatte, und zog nun in der Nacht des achten Juli mit sechsunddreißig Reutern und zehn Fußknechten auf Altenburg zu. Trotz des steilen Berges, worauf das Schloß liegt, und trotz der hohen Mauern, womit es umgeben war, erstieg der Räuber doch mit einigen Junkern und Fußknechten, durch das bezeichnete Fenster, glücklich das Schloß. Zuförderst verwahrte er alle Thüren der bewohnten Zimmer mit Drückschlössern, damit Niemand heraus und zu Hülfe kommen könnte. Dann erbrach er ohne Mühe das Schlafzimmer der beiden Prinze, um sich derselben zu bemächtigen.

So gewissenlos war wohl noch nie eine regierende Fürstin bedient und bewacht worden, als die gute Churfürstin in dieser unglücklichen Nacht; denn fast alle Hofbediente waren in der Stadt fröhlich, und zum Theil berauscht. Der Graf von Barby und andere Große, die der Churfürst daheim gelassen hatte, schmauseten noch beim Kanzler und Niemand ahndete die große Gefahr, die das churfürstliche Haus bedrohte.

Der junge Prinz Ernst erwachte zuerst, und als er beim Schimmer des Nachtlichtes geharnischte Ritter, und unter diesen den Kunz von Kaufungen erkannte, so rief er einer alten Hofdame, die hinter einem Schirme schlief, zu: „O liebe Buhl, Kunz von Kaufun„gen ist da und will uns umbringen! O sagt es doch „unserer Mutter, daß sie uns helfe!“ — Der Räuber bedrohte aber die Frau, sie auf der Stelle niederzustoßen,

wenn sie nur den geringsten Laut von sich gebe. Den Prinzen aber sagte er: „Seid nur ruhig, ihr lieben „Kleinen: wenn ihr mir willig und ohne Geräusch folgt, „soll euch nichts zu Leide geschehn. Ich führe euch nur „darum fort, um euren Vater zu einem guten Vergleich „mit mir zu zwingen. Wenn ihr aber schreit und mir „nicht gutwillig folgt, so werde ich euch augenblicklich „das Schwert durch den Leib stoßen."

Kunz selbst ergriff nun den ältesten Prinz, und trug dem Junker Wilhelm von Mosen auf, den jüngeren Prinz Albrecht nachzubringen. Das Schloß= thor war unterdeß schon durch den bübischen Schwalbe geöffnet worden, der den alten Trabanten Assinus so betrunken gemacht hatte, daß man für ihn leicht das ganze Schloß hätte ausräumen können. Eben wollte man sich vor dem Schlosse auf die Pferde schwingen, als der

der Ritter Kunz zu seinem Schreck gewahr ward, daß der Junker von Mosen nicht den Prinz Albrecht, sondern einen ganz anderen Knaben nachgebracht habe.

Der Prinz Albrecht nämlich, der schon als Knabe sehr viel Schlauheit und Gegenwart des Geistes bewies, hatte kaum etwas von dem Geräusch der eindringenden Ritter gehört, als er schnell aus seinem Bette heraussprang und sich unter demselben verbarg. Statt seiner ergriff also der Junker Mosen den Sohn des Grafen von Barby, der mit den Prinzen erzogen wurde und mit in ihrem Schlafgemach schlief. Kaum hatte Kunz diesen Irthum bemerkt, als er den ältesten Prinz Ernst, dem Junker Wilhelm von Mosen übergab, ihn den verabredeten Weg fortzureiten befahl, und dann noch einmal nach dem Schloß zurückkehrte, um den zurückgebliebenen Albrecht zu holen.

Dieser hatte unterdeß im Schlosse Lärm gemacht. Die Mutter hört sein Rufen, findet aber die Thür verschlossen. Jetzt vernimmt sie das Klirren der Sporen, öffnet das Fenster, das nach dem Schloßhofe führt und sieht den räuberischen Ritter mit ihrem lieben Albrecht davon eilen. „Lieber Kunz!" — rief sie ihm im Ausdruck des höchsten Schmerzes zu — „thue nicht so übel „mit mir und meinem lieben Herrn. Um Gottes Barmherzigkeit willen! verschone meine Kinder; alle deine „Sachen sollen gut werden!" — Aber der hartherzige Räuber hörte nicht auf das Flehen der Mutter, schwang sich mit dem Prinzen aufs Pferd und jagte mit ihm davon.

Neuntes Kapitel.

Beschluß von Geronios Erzählung. Gute Nacht! —

Kunz eilte mit seiner herrlichen Beute im schnellen Laufe durch die Leine — einen bei Altenburg gelegenen Wald — durch die Rabensteiner Wälder, über das Kloster Grünhain, gerade nach Böhmen zu. Der übrige Troß wandte sich mit dem Prinz Ernst nach dem Voigtlande, um mit ihm auf einem anderen Wege über die Grenze zu kommen. Sie hatten sich nämlich

vorher verabredet, die Prinzen auf verschiedenen Wegen hinwegzuführen, so daß, wenn auch der eine Theil gefangen werden sollte, doch der andere Theil seinen Gefangenen nicht eher losgeben sollte, bis ihnen allen Verzeihung zugesichert und die verlangte Genugthuung geleistet worden sey.

Auf dem Schlosse entstand nun natürlich ein gewaltiger Lärm. Vor allen Dingen schickte die Churfürstin einen Eilboten zu ihrem Gemahl nach Leipzig, um von dem schrecklichen Ereigniß Nachricht zu geben. Dieser verlor über den tiefen Schmerz, der seine Seele durchdrang, doch die Besonnenheit nicht, sondern traf die zweckmäßigsten Anstalten, die Räuber zu erhaschen. Er setzte alles in Bewegung, um den bübischen Rittern nachzujagen, ließ dem ganzen Lande das große Unglück durch Sturmglocken verkünden und bot alle Gemeinen

zur strengsten Wachsamkeit auf. Auch von Altenburg aus wurde nichts verabsäumt, was zur Einbringung der Räuber dienen konnte. Das ganze Land war in einer unruhigen Bewegung.

Kunz hörte das Sturmläuten wohl, da aber sein Pferd schon ermüdet war und der Prinz Albert sehr ermattet schien: so konnte er seinen Weg nicht so rasch beschleunigen, als er es wohl wünschte. Indeß glaubte er sich in den Wiesenthäler Wäldern, von denen er nur noch zwei Stunden bis zur Böhmischen Grenze hatte, sicher genug. Der schlaue Prinz Albert hatte die Flucht seines Räubers dadurch zu verzögern gesucht, daß er sich ganz matt und kraftlos stellte und beständig über großen Durst und Hunger klagte.

Man war nur noch eine halbe Meile von Böhmen entfernt und Kunz glaubte sich außer aller Gefahr,

als ihm der listige Knabe weinend erklärte, daß, wenn er jetzt nichts zu essen bekomme, so könne er nicht weiter reiten und müsse vom Pferde fallen. Kunz, welcher selbst befürchtete, daß das vierzehnstündige Traben, die Angst, und der Mangel an Schlaf und Nahrung, der Gesundheit des elfjährigen Knaben sehr gefährlich werden könnte, stieg vom Pferde, um ihm in Ermangelung anderer Speise, Erdbeeren zu pflücken. Er behielt nur einen einzigen Knecht bei sich und schickte die fünf anderen Reuter, die sich in seinem Gefolge befanden, voraus, um den Weg zu erforschen und sicher zu machen.

Indeß war die Nachricht von jener Frevelthat schon bis in die Wiesenthäler Wälder gedrungen. Ein Köhlerjunge, Namens Urban Schmidt, der diesen Morgen nach dem nahgelegenen Städtchen Geyer geschickt worden war, um Lebensmittel einzukaufen, hatte

die Nachricht mitgebracht: daß man in Geyer so gräßlich gestürmt habe, daß davon die große Glocke zersprungen sey, weil der Feind zu Altenburg eingefallen, das Schloß erstiegen und einen großen Raub mit weggeführt habe. Das setzte die ehrlichen Köhlersleute in große Bekümmerniß, denn sie liebten ihren Landesvater sehr, weil die Kunde von seinen rühmlichen Thaten auch in ihre einsamen Wälder gedrungen war.

Einer von ihnen, Namens Georg Schmidt, kommt eben um die Mittagsstunde von dem Dorfe Rascha unweit Grünhayn, wo er Kohlen bereitet hatte, einen derben Schurbaum in der Hand. Da wird sein Hund in dem Dickicht des Waldes Leute gewahr, und ruft seinen Herrn durch ein lautes Bellen herbei. Den Köhler befremdet es nicht wenig, einen gepanzerten Mann mit einem so schönen Knaben in der Wildniß herum irren

zu sehen. Ihm fällt die Erzählung des Köhlerjungen bei, ihm ahndet bei der Sache etwas Böses, er tritt keck hervor und fragt mit trotzigen Worten: „Von wannen kommt ihr mit dem Knaben und wo wollt ihr mit „ihm hinaus?“ —

„Es ist ein böser Bube — antwortete Kunz — der seinem Vater entlaufen ist; ich will ihn jetzt zurückbringen.“ — Indem er dies sagte, wollte er den Knaben ergreifen und sich mit ihm aufs Pferd schwingen; er blieb aber mit seinen langen Sporen in den Gesträuchen hängen, fiel, und konnte sich wegen seiner schweren Rüstung und weil er die Zügel des Pferdes nicht loslassen wollte, nicht sogleich wieder aufhelfen. Da sagte der Prinz heimlich zum Köhler: „ich bin ein Prinz von „Sachsen, mache mich frei, mein Vater soll dirs reichlich vergelten.“ — Das hörte Jahn Schweiniz,

Kaufungens Knecht, und hieb mit dem Schwerte nach dem Prinzen. Es fehlte auch nicht viel, daß er ihn getroffen und getödtet hätte. Der kleine Albert sprang von der Seite und der brave Schmidt fing den Hieb auf.

Jetzt zweifelt der Köhler keinen Augenblick an der Wahrheit der Aussage des Knaben, hetzt seinen braven Packan auf den Reuter, und schlägt nun mit seinem Schurbaum so nochdrücklich und unbarmherzig auf den noch liegenden Kunz los, daß dieser wahrscheinlich nie wieder aufgestanden seyn würde, wenn nicht der mitleidige Prinz dringend für ihn gebeten hätte. Auf das Gebell des Hundes und auf das Rufen des Mannes war des Köhlers Weib aus dem nahen Kohlkrame herbeigeeilt, und da sie ihren Mann so eifrig auf den unbekannten Ritter losschlagen sieht, so glaubt sie, daß er von Räu=

dern angefallen sey. Sie gab also das gewöhnliche Waldzeichen, d. h. sie schlug mit dem Schärper, einem großen breiten Messer, auf eine Holzaxt, und sogleich eilten von allen Enden mehrere Köhler mit Aexten und Schurbäumen herbei, die Kunzen mit seinem Knechte gefangen nahmen und sie nebst dem befreiten Prinzen in einen Kohlkram führten.

Der kleine Albert klagte über Hunger und Durst, und sogleich schöpfte ihm ein Köhler aus einem nahen Quell einen Trunk frischen Wassers und ein anderer überreichte ihm ein Stück schwarzes Brot. Noch nie hatte es ihm an der fürstlichen Tafel seiner Eltern so wohl geschmeckt, als hier unter den armen Leuten diese dürftige Kost. Die Köhler zeigten sogleich den Vorfall ihrer nächsten Obrigkeit, dem Abte Liborius zu Grünhayn an, der auf der Stelle den Befehl gab, auch die

vorangeschickten fünf Reuter zu verfolgen. Sie wurden ebenfalls gefangen und noch an demselben Tage — am achten Juli — mit ihrem verwegenen Anführer dem Oberhauptmann, Friedrich von Schönburg zum Hartenstein, in Zwickau übergeben.

Am folgenden Morgen ward der Prinz Albert unter einem sichern Geleit nach Altenburg zu seiner Mutter gebracht. Mit lautem Jubel empfingen die treuen Altenburger den fröhlichen Zug, den der brave Köhler in seiner schwarzen Kleidung, mit dem derben Schurbaum in der Hand, anführte. Jeder drengte sich neugierig herbei, um den geliebten Prinz und seinen herzhaften Retter zu sehen, und ihnen ihre Freude zu bezeigen. O wie ungetrübt und rein würde die allgemeine Freude gewesen seyn, wenn sich auch der Prinz Ernst in dem Zuge befunden hätte! —

Dieser aber schwebte in einer wüsten Felsenhöhle, in der Mitte der Räuber, in beständiger Lebensgefahr. Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels vernahmen von allen Thürmen der benachbarten Dörfer und Klöster her das Unglück verkündende Sturmschlagen. Sie trieben die Rosse an und suchten der drohenden Gefahr durch eine schleunige Flucht zu entgehen; allein sie hatten schon vierzehn Pferde und sechs Reuter eingebüßt, und durch das rasche Nachsetzen der treuen Sachsen an ihrem weitern Fortkommen verhindert, sahen sie sich genöthigt, den verabredeten Weg zu verlassen und sich mit dem übrigen Gefolge in eine Höhle zu flüchten, die damals den Namen der Teufelshöhle führte, in der Folge aber die Prinzenhöhle genannt wurde. Sie liegt an der Mulde, am Fuße eines Berges, der in der Nähe des Schlosses Stein sich steil erhebt, ist ziemlich geräumig aber sehr feucht und ungesund. Der

Eingang war durch Bäume und Gesträuch dicht bewachsen, und die Räuber waren entschlossen hinter demselben ihr Leben theuer zu verkaufen.

Zwei Tage lang mußte der unglückliche Prinz in dieser Höhle aushalten. Wurzeln, Kräuter und Beeren waren seine einzige Nahrung. Da warfen einige Holzhauer in der Nähe der Höhle Flößholz in die vorbeifließende Mulde und unterhielten sich dabei über die Geschichte des Tages, von der damals das ganze Land voll war. Aus dieser Unterhaltung, welche die Räuber belauschten, erfuhren sie die Befreiung des Prinzen Albert und die Verhaftung des Ritter Kunz von Kaufungen. Uneingedenk also ihres gemachten Vergleichs, beschlossen sie, dem Churfürsten seinen Sohn wieder auszuliefern. Sie sandten also dem Oberhauptmann von Schönburg durch einen vertrauten Boten ein Schreiben, worin sie

ihm meldeten, daß sie den Prinz Ernst unversehrt und gesund in ihrem Gewahrsam hätten und bereit wären, ihn den Churfürstlichen Eltern wieder zurückzugeben, wenn sie der Churfürst auf sein Wort und Ehre seiner Gnade und Vergebung versichern wollte. Würde man aber gewaltsam mit ihnen verfahren, so hätten sie fest beschlossen, zuerst den Prinzen zu tödten und dann ihr eigenes Leben theuer zu verkaufen.

Unbedenklich versicherte sie der Herr von Schönburg der Churfürstlichen Gnade, der Sicherheit ihres Lebens und ihrer Güter, so wie der Erlassung von aller Strafe. Hierauf übergaben die beiden Ritter dem Oberhauptmann den Prinzen Ernst, und nachdem sie einen ernstlichen Verweis wegen ihres schändlichen Unternehmens erhalten hatten, zogen sie in Frieden ab. Der Churfürst war von Leipzig über Freiberg nach

Chemnitz gereiset. Dahin ward der Prinz Ernst gebracht und dahin reisete auch die Churfürstin mit dem geliebten Albert ab. Welch eine Freude für die Eltern, die ihre theuren Kinder nach einer so schmerzhaften und angstvollen Trennung, wieder an ihr Herz drücken konnten!

In der Kirche zu Ebersdorf — einem Dorfe, das etwa eine Stunde von Chemnitz entfernt liegt — brachten die gerührten Eltern Gott, dem Beschützer der Unschuld, mit frommer Andacht ihre Dankgebete für die glückliche Errettung ihrer Söhne dar, und ließen bei ihrem Abschiede die Kleider, welche die Kinder bei ihrer Entführung angehabt hatten, so wie den Kittel des braven Köhlers in der Kirche aufhängen. Man zeigt jene Kleidungsstücke noch jetzt, es sind aber nicht dieselben, welche jene drei Personen getragen haben. Denn nach

zwei Jahrhunderten waren sie ganz veraltet und auseinander gefallen, und der Churfürst Georg der zweite ließ im siebzehnten Jahrhundert ähnliche anfertigen, die jetzt auch nur noch nothdürftig zusammenhängen.

Friedrich der Sanftmüthige, der sich dem Erretter seines Alberts gern dankbar beweisen wollte, überließ es ihm selbst, sich eine Gnade auszubitten. Der bescheidene und genügsame Mann bat aber den Churfürsten nur um die Erlaubniß, in dem Walde, wo er Kunz von Kaufungen gefangen genommen hatte, so viel Kohlen brennen zu dürfen, als er zum Erwerb der nothwendigsten Lebensbedürfnisse brauchte. Diese geringe Bitte ward ihm nicht nur mit Freuden gewährt, sondern der Churfürst schenkte ihm auch noch ein Freiguth in dem Dorfe Eckartsbach bei Zwickau und ein jährliches Gnadengehalt von einigen Scheffeln Korn, die seine

Nach=

Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Als der ehrliche Schmidt alt und schwach geworden war, nahm ihn der Churfürst an seinen Hof und ließ ihn aufs sorgfältigste verpflegen. Hier mußte er nun oft die Geschichte von Albrechts Rettung erzählen und bediente sich dabei gewöhnlich des Ausdrucks: „den alten Kunz habe ich mit meinem „Schurbaum gar weidlich getrillert.“ Davon erhielt er den Namen Triller, den auch alle seine Nachkommen als Familiennamen geführt haben. — Der Churfürst ließ die Geschichte der Entführung seiner Söhne auf vier Tafeln mahlen und diese in dem Zimmer des Altenburger Schlosses aufhängen, aus welchem die Prinze geraubt worden waren.

Kunz von Kaufungen, Hans Schwalbe und alle andere Mitschuldige, welche nicht zu dem Troß der Ritter von Mosen und Schönfels gehörten, wurden öffentlich hingerichtet. Der sanfte und schonende Churfürst wollte dem ersteren, weil er sonst ein so tapferer und braver Ritter gewesen war, und zu einer der ältesten und reichsten Familien im Thüringerlande gehörte, Begnadigung schenken. Allein der Bothe kam mit diesem Befehle zu spät; zwei Stunden vorher war Kunz auf dem Markte zu Freiberg enthauptet worden. Dasselbe Schicksal hatte auch sein Bruder, Dietrich von Kaufungen, weil er zur Ausführung jener Frevelthat behülflich gewesen war, unnd am Tage nach der Entführung gesagt hatte: „Das Nest werden sie wohl finden, „die Vögel aber sind ausgenommen!“ — —

So endete Geronio seine Erzählung. Der Mond hatte schon einen großen Theil seiner nächtlichen Laufbahn

zurückgelegt und schaute mit einem sanften liebenden Blick auf die schöne Gruppe herab, die jene beiden glücklichen Familien um den ehrwürdigen Greis bildeten. Eine tiefe Ruhe lag über der ganzen Natur ausgebreitet. Auch der kleine Ferdinand war schon in dem Schooße seiner Mutter eingeschlafen. Von Rüben herüber verkündete der sorgsame Wächter die zehnte Stunde und wünschte allen Bewohnern des Dorfes eine friedliche Nacht. Diese wünschten sich auch die Eltern und Kinder unter einander und Geronio wieß nun jedem seine bestimmte Schlafstätte an. Er erinnerte die Kinder, morgen recht früh aufzustehn, damit sie zusammen das schöne Schauspiel der aufgehenden Sonne genießen könnten.

Zehntes Kapitel.

Der schöne Morgen. Abreise. Eine Aufgabe für die Leser. Die Meistersänger. Das Lied. Die moderne Meistersängerin.

Noch ehe der Morgen dämmerte, weckte Geronio schon die schlafenden Kinder. Sie waren bald angekleidet und der ehrwürdige Greis trat mit ihnen hinaus in die freie Natur. Ein tiefes Schweigen herrschte noch rings umher. In dem erhabenen Himmelsgewölbe hingen leichte Wölkchen und über der Erde und dem See

schwebte wie ein feingewebter Schleier, der durchsichtige Nebel. Aber in Osten fing der Himmel an sich zu röthen, und der friedliche Morgen stieg langsam hervor.

Immer weiter verbreitete sich die purpurne Röthe des Himmels und das leichte Gewölk glänzte in einer herrlichen Vergoldung. Da verschwand die stille ruhige Nacht und der beginnende Tag flammte empor. Die Nebel legten sich und bedeckten die Flur mit perlenden Thautropfen. Und sie kam, die mächtige Herrscherin des Tages, die strahlende Sonne mit einer Pracht und Schönheit, von welcher die Kinder mächtig ergriffen wurden. Mit ihr erwachte der Gesang der Natur und aus tausend Kehlen stieg das Lob des Unerschaffnen empor.

Die Fischer verließen ihre Wohnungen, wo mit ihnen der Friede wohnte, ergriffen die Ruder und gleiteten

unter einem fröhlichen Morgengesang hin zu den ausgestellten Reusen. Rinder und Schafe verließen ihre warmen Ställe, um das frische Grün des Morgens zu kosten. Alles erwachte zu einem neuen Leben; alles jauchzte der kommenden Sonne mit erneueter Lust entgegen.

„Seht, lieben Kinder — sagte der Greis; — wie schön und herrlich es um uns her ist! welch eine Fülle des Lebens, welch ein Jauchzen die Luft und Erde erfüllt! — Und wir stehn hier mit fühlendem Herzen, können des vielfachen Schönen uns freuen, und mit tief bewegtem Geiste froh und wohlgemuthet um uns her blicken. Das danken wir dem guten Vater im Himmel, der Alles so herrlich gemacht, der auch uns erschaffen, und mit Verstand und Gefühl ausgeschmückt hat. O er ist so gut, erfreut seine Menschenkinder so gern, und blickt, wenn sie gut und tugendhaft sind, mit Wohlwollen auf sie

herab. Darum, meine Kinder, wandelt immer vor den Augen Gottes, achtet auf den Willen eurer Eltern und folget ihrem Wandel nach. Dann wird euch die Sonne immer freundlich entgegen lächeln, ihr werdet euch beim Anblick der schönen Natur erfreut, gestärkt und erquickt fühlen, ihr werdet den Frieden Gottes in eurem Herzen tragen." —

Auch die erwachsenen Personen waren jetzt hervorgetreten aus der geräumigen Wohnung und freuten sich des köstlichen Morgens. Valetto brachte das Frühstück, das von der frischen Morgenluft mit doppeltem Wohlgeschmack gewürzt wurde. Drüben aber harreten schon die Wagen der beiden Familien und die munteren Rosse stampften ungeduldig den lockeren Boden. Hannchen holte also eilig ihr schönes Geburtstagsgeschenk, umwikkelte es sorgsam mit Papier, um es vor Schmuz zu be-

wahren, und übergab es dem treuen Hans mit der oft wiederholten Bitte, es ja recht sorgfältig zu bewahren.

Alle bestiegen nun die nettgezimmerte Gondel und fuhren hinüber zum Ufer. Jeder nahm darauf seinen Platz in dem Wagen, und da eilten sie hin die wohlgenährten Rosse, im geflügelten Laufe. In Pevesin trennten sich beide Familien, und so dringend der Prediger Redlich auch bat, noch ein Stündchen auf seiner Pfarre zu verweilen, so setzte doch der fleißige Amtmann seinen Weg nach Roskow eilig fort; denn noch viel war vor Mittag in der vielumfassenden Wirthschaft zu besorgen und anzuordnen.

Nachdem Hannchen dem lieben Geronio die Geburtstagsgeschenke gezeigt, ihn zu ihrem lieben Nantchen geführt und ihm dessen Treue und Sanftmuth lob=

preisend gerühmt, auch die Kinder ihre kleinen Wirthschaftsgeschäfte in Ordnung gebracht hatten, rief sie der Vater in seiner Studirstube alle zusammen. Er wollte mit dem edlen Geronio die Schule, die Armen und die Kranken des Dorfs besuchen, und gab deshalb den Kindern schriftliche Arbeiten auf, die sie in seiner Abwesenheit verfertigen sollten. Eine von diesen Aufgaben will ich meinen jungen Freunden mittheilen, weil sie auf die von Geronio erzählte Geschichte in den vorigen Kapiteln Bezug hat. Der Vater legte nämlich den Kindern in einer gedruckten Schrift den Brief vor, welchen die Herrn von Mosen und von Schönfels an den Oberhauptmann von Schönburg geschrieben, und worin sie um die Gnade des Churfürsten gebeten hatten. Eben so auch das Antwortschreiben des Herrn von Schönburg — beide in der alten, damals üblichen Sprache und Schreibart. Die Kinder sollten diese

Briefe in unser jetziges Deutsch übersetzen und sich mit den veralteten Ausdrücken und Redensarten bekannt machen.

Diese Arbeit gewährte den Kindern ein nicht geringes Vergnügen und sie waren nicht wenig stolz darauf, daß sie richtiger und fehlerfreier schrieben, als die alten Ritter der hochgepriesenen Vorzeit. In der Voraussetzung, daß auch meine jungen Leser dabei eine kleine Stunde nützlich und angenehm hinbringen werden, will ich ihnen die vorerwähnten Briefe in der alten Form und Schreibart ebenfalls mittheilen. Sie lauten also:

„Edler Herr Hauptmann Herr zu Schönburg."

„Vns gehet die Rewe an, daz wir Cordt Kaufung zw willen gewest gein vnsern lyben Hern vnd seyne

Sune fehde zu thun. Weyl aber Herzog Frydrich ein sanftmüttiger Korförst is, so hoffen wyr Gnade vnd fügen ewch hirmitte zw wyssen, wie wir den jungen Försten, Hern Ernsten vnvorsehrt, lebendig vnd gesund in vnser Gewarsam by vns haben. Wannen yhr nun vns by dem Korförsten Gnade vnd Sychrung Leybs Ehre vnd Gutts zuwege bryngen vnd schrifftlichen dafór hafften werdit, so wollen wir den jungen Förstlichen Sun vnvorletzet widder bringen. Wenne man edder vft vns anzihen wirdet, vns zu fenngin, so wollin wir den Korförstlichen Sun erstechen, vnd vns wehrin, dyweil wyr mügen, dannen vns selbyst tódten, vnnd nicht an grozz Blutverguß yn ewre Hende fallen, deß wollet vns ewre schrifftliche Antwort nicht pergen."

„Wilm von Moser.
Wilm von Schónfeß.
Und alle die by vns synd."

Das Antwortschreiben des Hauptmanns war also abgefaßt:

„Ir, Edler Wilm fun Moser vnd fun Schünfelz, met ollyn di by vch syn, sullet Craft dysses Bryfs der Korförstlichen Gnade, Sicherung Leibez vnd Guts, alz ouch Erlassung allir Straffe Verheissunge haben, dafern ir den jungen Hern Herzog Ernsten lebendig vnd vnvorserit werdit eynlyfern, by mynen adlichen Ehren vnd Trowen. Dez zor stetten Haltung habe Ich myn angeporen Ingreß vffgedruckt."

„Frydrich Herr tw Schönpurg."

Wie würden diese Briefe in unserer jetzigen Schreibart lauten? Welche Eigenheiten und Sonderbarkeiten kommen darin vor? Welcher von beiden ist wohl der fehlerfreieste? — Setzen Sie, meine jungen Leser, die

Beantwortung dieser Fragen schriftlich auf und theilen Sie dann dieselben, nach dem Beispiel der Redlich-schen Kinder, Ihren Eltern oder Lehrern mit. — Der Vater war nach seiner Zuhausekunft mit dieser und mit den anderen Arbeiten vollkommen zufrieden, und theilte den Kindern dafür noch ein altes Gedicht von einem ehemaligen deutschen Meistersänger mit, der seine dichterische Kunst an diesem Gegenstande versucht hatte.

„Meistersänger?“ — fragte Ludwig verwundert. „Was waren denn das für Leute?“ —

„Es waren Dichter“ — erwiederte der Vater — „die vom vierzehnten bis sechszehnten Jahrhundert in Deutschland lebten und eine ordentliche zunftmäßige Verfassung hatten. Sie trieben die edle Dichtkunst ganz handwerksmäßig und würdigten sie zu einer erbärmlichen,

oft ganz sinn- und hirnlosen Reimerei herab. Ohne alle Dichtergabe, ohne alle Kenntniß der Sprache und des Silbenmaßes, ohne auch nur eine Ahnung von dem Geiste der echten Poesie zu haben, sangen sie ihre Verse nach gewissen Gesangweisen ab und zogen damit von Ort zu Ort. Bei Hochzeiten und anderen festlichen Gelagen wurden sie von Vornehmen und Geringen herbeigerufen und sangen ihre Lieder nach einer verlangten Melodie ab. Diese Meistersänger hielten sich besonders in einigen freien Reichsstädten auf und machten eine ordentliche, vom Kaiser und von der Obrigkeit bestätigte und mit gewissen Freiheiten begabte Zunft aus, in der die Dichtkunst ganz handwerksmäßig gelernt und getrieben werden mußte."

Einer von diesen deutschen Gesangmeistern machte nun auch ein Lied über die Geschichte des Prinzenraubes, das mit den Worten anfing: Wir wollen ein Liedlein

heben an, u. s. w. Der Vater theilte dasselbe den Kindern aus einem alten großen Buche mit, und Ludwig und Karoline, welche das Alberne und Abgeschmackte darin bald fanden, arbeiteten es sogleich um, und theilten es in der neuen Gestalt dem Vater und Geronio mit. Karoline, die schon manchen glücklichen Vers gemacht hatte und deshalb öfters im Scherz die kleine Hauspoetin genannt wurde, trug den Preis davon und erhielt von diesem Tage an den Namen der Meistersängerin.

Damit sich meine jungen Leser und Leserinnen einen ungefähren Begriff von Karolinens Dichtertalenten machen können, will ich jenes Gedicht hieher setzen. Sie müssen aber nicht vergessen, daß das alte Meisterlied aus dem funfzehnten Jahrhundert dabei zum Grunde liegt. Es kann Ihnen zugleich zu einem Gegenstande

Ihrer kritischen Beurtheilung dienen, und wollen Sie etwas strenge mit der armen Karoline verfahren, so werden Sie freilich gar manches zu erinnern und zu tadeln finden. — Doch zur Sache!

Der Adler hat auf dem Felsen gebaut
Ein schönes Nest mit Jungen,
Und wie er einst war geflogen aus,
Holte ein Geier die Jungen heraus,
Und war mit ihnen entsprungen.

Wo der Adler stets auf dem Dache sitzt
Da raubt man die Küchlein selten;
Traut aber der Fürst den Räthen zu viel,
So wird daraus oft ein klägliches Spiel,
Er muß es dann selber entgelten.

Alten=

Altenburg du bist eine feine Stadt,
Du thätst es nicht untreu meinen,
Die Hofleute nur war'n rauschend voll,
Und Kunz kam mit Leitern und Buben toll,
Und holte die Fürsten — die Kleinen.

Wie? plagt den Kunzen der böse Geist;
Daß er ins Schloß einsteige,
Und stehle die zarten Kinder heraus,
— Als der Churfürst eben nicht war zu Haus —
Die edlen Fürstenzweige?

Es war zu schauen gar wunderbar,
Wie sich das Land bewegte.
Auf allen Straßen gerüstete Leut',
Zu folgen den Räubern war Jeder bereit;
Auch in den Kindern sichs regte.

Im Walde ward glücklich der Räuber ertappt;
Er wollte Beeren naschen.
Wär' er im Galopp nur fortgejagt,
Und hätt' nicht den Kleinen der Hunger geplagt,
So konnt' man ihn nicht erhaschen.

Mit den Prinzen aber war Gottes Macht,
Sie wurden dem Lande erhalten;
Und Kunz ward ins Gefängniß gebracht,
Von Jedem gar weidlich ausgelacht.
Das Recht thät über ihn schalten.

Ach da fiel ab manch tollkühner Kopf;
Denn Keiner der gefangen,
Kam aus der Haft mit dem Leben davon.
Schwerdt, Rad und Zangen — dies war ihr Lohn,
Am Galgen sah man sie hangen.

Und alle, die wider die Obrigkeit
Sich unbesonnen empören —
Wer Recht und Ordnung frevelnd verletzt,
Und sich an boshafte Thaten ergötzt —
Sie mögen sich hiedurch belehren.

Elftes Kapitel.

Der arme Storch! — Die glückliche Genesung. Treue und Abschied. Heinrichs und Wilhelms Aufsätze über die Naturgeschichte des Storchs.

Einst kam der kleine Ferdinand weinend in die Stube gelaufen und rief wehklagend aus: „Ach! Vater, ein junger Storch ist vom Dache gefallen und hat sich ein Bein zerbrochen! Er liegt auf dem Hofe und zappelt jämmerlich. Komm doch geschwind heraus und hilf ihm!“ — Alle liefen eilends hinaus, um dem armen Thiere Beistand zu leisten.

„Warst du denn auf dem Hofe, als er herunter fiel?" — fragte der Vater. „Ich wollte eben nach dem Garten gehn" — war Ferdinands Antwort, — „als ich den alten Storch, den Schnabel voll Frösche, auf das Nest zufliegen sah. Ha! ha! dachte ich, der bringt gewiß den Kleinen was zu fressen. Diese streckten auch schon die Hälse weit zum Neste heraus und warteten mit Ungeduld auf das Frühstück. Das eine von den Kleinen drengte sich weit hervor und wollte zuerst zu fressen haben. Da stießen ihn die anderen, die wohl sehr hungrig seyn oder ihm den ersten Bissen nicht gönnen mochten, zum Neste hinaus. Der arme Schelm konnte sich nicht halten, rollte das Dach entlang und blieb zappelnd auf dem Hofe liegen."

Damit sich meine jungen Freunde diesen Auftritt erklären können, muß ich ihnen sagen, daß sich auf dem

Forste des mit Stroh gedeckten Pfarrhauses ein Storch-nest befand. Der brave Redlich fand es schon, als er die Pfarre bezog und trug die größte Sorgfalt für dessen Erhaltung. Niemand durfte es wagen, es zu verletzen oder die ruhigen Bewohner desselben zu stören. Die Kinder betrachteten es deshalb wie ein Heiligthum und hatten ihre Freude über ihre friedliche Hausgenossen. Mit Sehnsucht erwarteten sie beim beginnenden Frühling die Ankunft derselben und der Tag, an welchem sie sich zuerst erblicken ließen, war ein ordentliches Freudenfest für die ganze Familie. Das einförmige und lautschallende Klappern, wodurch die willkommenen Gäste ihre glückliche Ankunft von der weiten Reise verkündeten, dünkte den Kindern eben so lieblich als der erste Gesang der Nachtigall, die das Wiedererwachen der neubelebten Natur verkündete.

Und wenn nun aus den lange bebrüteten Eiern junge Störche zum Vorschein kamen, die Alten ihnen mit emsiger Sorgfalt Futter zuführten, wenn sie nach einiger Zeit das Nest verließen und das Dach entlang hüpften, wenn sie mit schüchterner Aengstlichkeit, von den sorgsamen Eltern umflattert, ihren ersten Ausflug versuchten: ach was machte dies alles den Kindern für Freude! — In diesem Jahre befanden sich schon seit drei Wochen vier Junge im Neste und die Kinder, besonders aber der liebe Ferdinand, beobachteten sie mit der theilnehmendsten Aufmerksamkeit. Man kann daraus auf die Bestürzung des kleinen Springinsfeld schließen, als er eines der geliebten Thiere aus dem Neste fallen und vom Dache herabstürzen sah.

Der Vater fand bei näherer Untersuchung bestätigt, was Ferdinand nur in der Bestürzung gefürchtet

hatte, nämlich daß der eine Fuß des kleinen Störchleins zerbrochen war. Er hob das arme Thierchen auf, trug es in seine Stube, und nachdem er das schadhafte Bein mit einer heilsamen Salbe bestrichen, legte er einen Verband darum. Hierauf übergab er den Kranken der treuen Pflege des ehrlichen Hans, der ihn mit in seine Kammer nahm und Elternstelle bei ihm vertrat.

Anfangs war der Unglückliche sehr unruhig und verdrossen und wollte keine Nahrung zu sich nehmen. Sein Körper war noch mit einer Art von Wolle, ungefähr so wie bei den jungen Gänsen, bedeckt und das Gefieder zeigte sich erst in seinem frühesten Entstehn. Nachdem er sich aber unter einer wollenen Decke erwärmt, sich von seinem ersten Schreck erholt und mit dem gutmüthigen Hans etwas näher bekannt gemacht hatte, streckte er den Schnabel aus seinem warmen Neste hervor und

schien nach Nahrung zu verlangen. Hans fütterte ihn mit kleinen Stückchen Fleisch, mit jungen Fröschen, kleinen Fischen und dergl., was er sich auch alles recht wohlschmecken ließ. Die Kinder hatten eine recht herzliche Freude, als sie sahen, daß der Fuß nicht nur vortrefflich heilte, sondern das liebe Thierchen auch mit jedem Tage munterer und wohlgenährter ward. Nach einigen Wochen konnte es schon aufrecht stehn, ja sogar die Stube stolzirend auf und nieder gehn.

Die Kinder gaben dem jungen Storch den Namen Frank, und so oft sie ihn riefen und Futter darreichten, kam er herbeigelaufen und holte sich seine Nahrung aus ihren Händen. Die Freude der Kleinen ward aber vollkommen, als er auch auf dem Hofe hin und her marschiren und sich seine Nahrung aus dem Wassertroge selbst erhaschen konnte. — Als die Alten von dem Dache herab

einen jungen Storch auf dem Hofe umherspazieren sahen, klapperten sie laut mit ihren Schnäbeln, schwebten dicht über dem Hofe in langsamen Schwingungen umher, und schienen ihren verlornen und nun wiedergefundenen Sohn zu sich hinauflocken zu wollen. Dieser bemerkte auch die über ihm schwebenden Alten, streckte den Hals in die Höhe, hob seine Schwingen und wollte ihnen nachfliegen. Er konnte sich aber nur einige Fuß hoch über die Erde erheben.

Was ihm indeß diesmal nicht gelungen war, gelang ihm nach einem zweiten und dritten Versuch. Da zog er über den Garten weg, hin nach der nahgelegenen Wiese, suchte sich dort seine Nahrung und kam dann mit den hocherfreuten Alten zurück. Aber er flog nicht nach dem Neste, sondern nach dem Hofe zurück, sey es nun aus dankbarer Anhänglichkeit an seine treuen Verpfleger oder aus Furcht vor seinen Geschwistern, die ihn so unbarm=

herzig aus der elterlichen Wohnung vertrieben hatten. Und so suchte er sich in der Folge immer am Tage seine Nahrung auf den benachbarten Wiesen selbst und kehrte des Abends regelmäßig nach dem Hofe zurück. Wenn ihn die Redlichschen Kinder bei seinem Namen riefen, so kam er herbeigelaufen, und ließ sich von ihnen greifen und streicheln. Jeden Anderen aber wehrte er sich mit dem Schnabel und mit den Flügeln ab, oder flog davon.

Als gegen den Herbst seine wilden Brüder in ferne Länder wanderten, da zog er auch mit ihnen fort und die Kinder betrauerten seinen Verlust, als sey ihnen ein guter Freund abgestorben. Aber wie groß war ihre Verwunderung und Freude, als sie mit dem nächsten Frühling ihren alten Freund mit einem Weibchen zurückkehren und sich auf dem Giebel der Scheune ein Nest zusammentragen sahen. Oft riefen sie ihm mit freundlich

lockender Stimme: Frank! Frank! zu, aber er kam nicht wieder zu ihnen in den Hof herab. Der lange Aufenthalt unter seinen wilden Brüdern, in einem weiten fremden Lande mochte seinen treuen und milden Sinn etwas verwildert haben.

Bei dieser Gelegenheit hatte der Vater Redlich den Kindern die Naturgeschichte des Storchs vorgetragen, und da ihnen diese so äußerst interessant war, so hatten sie auf die schriftliche Wiederholung derselben ganz vorzüglichen Fleiß verwendet. Heinrichs und Wilhelms Aufsätze waren die besten. Ich will beide zu einem verschmelzen und ihn hier meinen lieben Lesern und Leserinnen mittheilen.

„Wir kennen bis jetzt vier Gattungen von Störchen, den amerikanischen, den braungoldigen —

der im Kaffernlande wohnt — den schwarzen Storch — der in Rußland, Preußen und Pohlen, bisweilen auch im Brandenburgschen und in der Schweiz, jedoch überall nur selten angetroffen wird — und endlich den weißen Storch oder den Klapperstorch, der bei uns einheimisch ist. Von Natur ist er sehr sanft, dabei aber auch ernst und würdevoll. Man bemerkt dies an seinem gravitätischen Gange und in allen seinen Bewegungen. Er äußert wenig Mißtrauen gegen den Menschen, ist nicht scheu und läßt sich sehr leicht zähmen. Unser Frank hatte uns sehr lieb, mischte sich öfters in unsere Spiele und zeigte eine sichtbare Fröhlichkeit, wenn wir ihn zu haschen oder mit dem Ball zu treffen suchten."

„Es gewährt einen schönen Anblick, ihn mit Anstand und Würde auf den Wiesen umherspazieren zu sehn. Noch schöner aber als sein Gang ist sein Flug. Sanft und

langsam schwimmt er in den höhern Regionen der Luft, ohne viel zu flattern oder die Flügel oft zu bewegen. Bald erhebt er sich in schneckenförmigen Wendungen hoch in die Luft, so daß ihm das Auge kaum zu folgen vermag; bald neigt er sich wieder in künstlichen Schwenkungen sanft herab zur Erde. Vermöge seiner großen Schwingen und seines schlanken Körpers kann er sehr lange und weit fliegen, ohne auszuruhen. Sogar stürmische Winde und tosende Ungewitter hindern ihn nicht an der Fortsetzung seiner weiten Reisen. Er streckt im Fluge den Hals gerade vorwärts, und die Beine in eben dieser Richtung hinterwärts aus."

„Sowohl bei Tage, wenn er still steht, als auch des Nachts, wenn er schläft, zieht er, wie die Kraniche und Gänse, das eine Bein nach dem Unterleib hinauf und ruhet mit dem ganzen Körper auf dem andern. Er

liebt die Reinlichkeit sehr, putzt sich daher oft und schüttelt von seinem Gefieder den Staub ab. Eine merkwürdige Eigenschaft dieses Vogels ist es, daß er die beiden Kiefern seines Schnabels so zusammenschlagen kann, daß dadurch ein starkes und lautschallendes Geklapper verursacht wird. Jedoch hört man dieses Geräusch im Sommer und Herbst weit seltener als im Frühling."

„Man findet den weißen Storch in fast allen Erdtheilen der gemäßigten Zone bis etwa zum sechszigsten Grade der Breite, nie aber in der heißen Zone zwischen den Wendekreisen. Er scheuet also große Hitze eben so sehr wie kalte und rauhe Gegenden. In Europa findet man ihn in den Niederlanden, in den see- und sumpfreichen Gegenden Deutschlands, in dem südlichen Theil von Schweden und Rußland. In England aber ist er eine sehr seltene Erscheinung. Bei uns kommt er um die

Mitte des Märzes an und zieht gegen das Ende des Augusts wieder ab. Wie andere Zugvögel weiß auch der Storch im Frühjahre nach seiner langen und fernen Wanderung sein Nest gleich wieder zu finden. Dieses Nest ist sehr groß und aus Reisern und Dornen zusammengesetzt, welche zwar nicht künstlich aber doch so fest in einander verflochten sind, daß kein Sturm das Nest abzuwerfen vermag. Die Besitzer pflegen es im Frühjahre gleich nach ihrer Ankunft auszubessern und zu erweitern. Auf manchen Häusern sind die Reiser des Storchnestes sechs bis sieben Fuß hoch aufgeschichtet, und an den Seiten herum bauen Sperlinge und Schwalben ihre Nester."

„Will man ein junges Storchpaar zum Anbaue anlocken, so befestigt man ein kleines Wagenrad auf dem Forste eines Strohdaches und legt ihnen Reiser darauf. Die Landleute sehen es gern, wenn ein Storch bei ihnen wohnt,

wohnt, und glauben, daß ein solches Haus vor Feuersbrünsten und auch wohl gegen anderes Unglück gesichert sey. Sie leiden es daher auch nicht, daß er in seiner ruhigen Wohnung gestört oder ihm irgend ein Leid zugefügt werde. In Holland wird der Storch ganz besonders geschätzt und in Schutz genommen, weit mehr aber gilt er in den Morgenländern und bei den Muhamedanern. Sie halten ihn gewissermaßen für heilig und verehren ihn fast eben so wie die Aegyptier den Ibis."

„Das Weibchen legt im Frühjahr zwei bis fünf ockergelbe Eier, die es in Gemeinschaft mit dem Männchen binnen zweiundzwanzig und vierundzwanzig Tagen ausbrütet. Während des Brütens fällt nicht selten ein Ei oder nachher ein Junges aus dem Neste. Der abergläubische Landmann bildet sich dabei ein, der Storch müsse dies alljährlich als einen Tribut geben: allein das

Ei fällt durch die Unvorsichtigkeit der Eltern heraus, und das Junge, wenn es sich beim Futtern zu weit auf den Rand des Nestes wagt, oder von seinen heißhungrigen Geschwistern herausgestoßen wird. So war es unserm armen Frank auch gegangen; und wäre er nicht auf einen weichen Haufen Dünger gefallen, so würde er nicht mit einem bloßen Beinbruch davon gekommen seyn."

„Die Alten futtern ihre Jungen sehr lange und verlassen sie nicht eher, als bis sie nicht nur ihre Nahrung selbst finden, sondern sich auch gehörig vertheidigen können. Anfangs zerreißen sie ihnen die Frösche, Mäuse, Schlangen und was sie sonst den Jungen bringen, nach einiger Zeit aber geben sie ihnen jene Thiere lebendig zu fressen. Rührend ist es, mit welchem Eifer die Eltern alles anwenden, um bei drohenden Gefahren ihre Kleinen zu retten. Besonders bemerkt man diese elterliche

Zärtlichkeit, wenn das Gebäude, auf welchem sich ihr Nest befindet, in Brand geräth. In diesem Falle scheuen sie den dicksten Dampf nicht, und wagen sich nahe über das flammende Dach, so daß sie sich nicht selten die Flügel und die Federn versengen. Lange schwebt er in langsamen Schwingungen über den rauchenden Trümmern, unter denen seine friedliche Wohnung begraben liegt; ja man erzählt für gewiß, daß bei der großen Feuersbrunst, die Delft verzehrte, ein Storch, nachdem er vergeblich alles gethan hatte, um seine Jungen zu retten, sich selbst in die Flamme gestürzt und sich freiwillig verbrannt habe."

„Feuchte, wasser- und sumpfreiche Länder liebt der Storch am meisten und vermeidet trockene und hochliegende Gegenden, weil er dort seine Nahrung nicht findet. Diese besteht in Fröschen, Eidechsen, Ringelnattern,

Blindschleichen, Fischen, Krebsen und vielen anderen Insekten und Würmern. Sie lesen auf den Wiesen und Triften die Bienen, Hummeln, Wespen, Heuschrecken und Käfer ab, und man hat schon öfters ihren Magen ganz mit Bienen angefüllt gefunden. Auch Ratten, Mäuse, Maulwürfe, Wiesel und andere kleine Säugthiere und junge Vögel dienen ihnen zur Nahrung. Die Regenwürmer sind für sie eine sehr leckere Speise. Da sich ihr Schlund außerordentlich erweitern kann, so verschlingen sie ihre Beute auf einmal, und der größte und dickste Frosch macht ihnen wenig Mühe. Größere Thiere aber werden allemal erst mit dem Schnabel durchstochen und dann verschluckt."

„Durch das Wegfangen der Bienen verursachen diese Vögel zwar einigen Schaden; demungeachtet verdienen sie doch wegen der Vertilgung der Mäuse und anderer

schädlichen Thiere den Schutz, den man ihnen allenthalben angedeihen läßt. Wenn sie nicht auf Nahrung ausgehen, so halten sie sich fast immer bei ihrem Neste auf, und jagen Sperlinge, Krähen und andere ungebetene Gäste, ja selbst ihre vorjährigen Jungen von demselben hinweg, wobei sie nicht nur heftig klappern, sondern auch beißen und mit den Flügeln schlagen. Ein Paar Störche bleiben zeitlebens zusammen und sie tragen beide die zärtlichste Sorge für die Erhaltung und Verpflegung der Kinder."

„Die Störche kommen im Frühjahr in zahlreicher Gesellschaft gerade um die Zeit an, wo die Amphibien aus dem Schlamme und aus den Gewässern hervorzukriechen anfangen. Wenn sie wieder abziehen wollen, versammeln sich wiederum alle, in einer Gegend von gewissem Umfange wohnenden Störche auf einer Wiese oder

einer anderen Ebene. Sie kommen daselbst täglich einmal so lange zusammen, bis die Gesellschaft vollzählig ist. Ein solcher allgemeiner Versammlungsort für die Störche unserer Gegend war im verwichenen Herbste die weite Ebene, die zwischen der Spinosa und dem Fichtenwäldchen auf dem Wege nach Roskow liegt. Als wir eines Abends von Roskow zurückkamen, fanden wir mehrere Hunderte, die uns ganz nahe herankommen ließen, ohne davon zu fliegen."

„Sie klappern um diese Zeit sehr häufig, scheinen sich einander zu rufen und die bevorstehende Reise anzukündigen. Das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch giebt der erste sich erhebende Nordwind. Die Gesellschaft erhebt sich auf einmal, schwingt sich in die höheren Gegenden der Luft hinauf, entzieht sich bald den Augen des Beobachters, und dies alles erfolgt ohne Geräusch,

ohne Geschrei, in aller Stille, und öfters zur Nachtzeit. Wie bei den meisten Zugvögeln, so scheint es auch bei diesen nicht sowohl die Kälte unseres Klimas, als vielmehr der Mangel an Nahrung zu seyn, der sie nach den wärmeren südlichen Ländern hintreibt; denn die gezähmten Störche ertragen den strengsten Winter, gehen in Schnee und Kälte draußen herum, und scheinen nicht im mindesten zu leiden, wenn es ihnen nur nicht an Nahrung fehlt. Diese besteht im Winter aus dem Abgange vom Fleische, aus dem Eingeweide vom Federvieh und aus anderen dergleichen Sachen."

„Aegypten und das nördliche Afrika, so wie die unter gleicher Breite liegenden asiatischen Länder, sind höchst wahrscheinlich der Winteraufenthalt der Störche. Dort sieht man zur Zeit ihrer Abwesenheit aus Europa die Ebenen gleichsam mit Störchen bedeckt.

Es bleiben aber auch selbst zur Sommerszeit viele in Aegypten zurück, die also dort ihren bleibenden Wohnsitz zu haben scheinen. Nur in Unterägypten sieht man dann keine."

Zwölftes Kapitel.

Der Teich mit der Kriegs- und Handelsflotte. Die sonderbare Entdeckung. Die Kaulpadden. Des Vaters Vorschlag. Der neubelebte und wieder ausgestorbene Teich.

An der Seite des Pevesinischen Kirchhofes, die nach dem Felde zuführt, befindet sich eine ansehnliche Vertiefung, die mit einem kleinen Teiche angefüllt ist. Dieser pflegte wohl bisweilen in den heißen Sommermonathen auszutrocknen, nach einem Regen aber immer beträchtlich

wieder anzuwachsen. Er hatte einen klaren, sandigen Boden und war nur an einigen Stellen etwas tief.

Dieser Teich war sehr oft der Schauplatz fröhlicher Spiele unserer guten Redlichschen Kinder. Sie legten darin aus Steinen, Rasen, Strauchwerk und Thonerde Dämme an, setzten die kleinen stehenden Wasser durch Gräben mit dem Teiche in Verbindung und bauten hohe Zugbrücken über die Gräben. Die schon einmal erwähnten Kinder des Schulzen leisteten ihnen dabei öfters treulichen Beistand, auch der alte Hans half bisweilen mit Rath und That. So hatte er sie zum Beispiel gelehrt, kleine Schiffmühlen zu bauen, die freilich kein Mehl mahlen konnten und nichts weiter als ein Mühlrad hatten, die indeß doch den Kindern sehr viel Vergnügen machten, und die sie bald recht künstlich auszuschnitzen gelernt hatten.

Eben so hatte sich jedes der Kinder theils aus Baumrinde, theils aus Dachsplinten, theils aus weichem Holze eine ordentliche kleine Flotte erbaut. Da waren Kriegs- und Handelsschiffe, Kähne und Böte, alle mit Segeln aus Leinwand, mit Wimpeln und Flaggen aus Bändern geschmückt. Damit die Schiffe auch bei Sturm und Ungewitter, und zu der Zeit, wo sie nicht gebraucht wurden, einen sicheren Zufluchtsort hätten, wurden ordentliche Häfen angelegt, worin sie ihre Anker auswerfen konnten. Die Kinder trieben einen ordentlichen Handel und führten sich einander verschiedene Produkte ihres Landes zu. Der Eine wohnte in Ostindien, der Andere auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, der Dritte in Brasilien, der Vierte in Bristol und der Fünfte in Hamburg.

Freilich konnten sie sich Zucker, Rosinen, Baumwolle, Zitronen und andere dergleichen ausländische Er-

zeugnisse nicht in der Wirklichkeit zuführen; indeß mit Hülfe der Einbildungskraft wußten sie unsre vaterländischen Produkte sehr leicht in fremde umzuwandeln und auch das geringfügigste zu veredeln. So dienten ihnen z. B. Eicheln für Mandeln, Schleen für Rosinen, Kiehnäpfel für Zitronen, Kalk für Zucker, und die Flocken Wolle, die von den Schafen an dornigten Gesträuchen hängen geblieben waren, für Baumwolle.

Neuerbaute Schiffe wurden unter großen Feierlichkeiten vom Stapel gelassen und bekamen ihre bestimmte Namen. Bisweilen waren auch Schiffe so unglücklich Schiffbruch zu leiden. Ein künstlich erregter Sturm brachte das ruhige Gewässer in schäumende, wellenschlagende Bewegung. Klippen und Sandbänke ragten aus dem Wasser hervor und die Kinder standen voller Besorgniß am Ufer. Da plötzlich jagte das unruhig be-

wegte Meer ein Schiff gegen die Felsbank — es stürzte um, und die reichliche Ladung sank in die Tiefe des Meers. Ein Glück, daß keine Mannschhft ihr Leben dabei einzubüßen hatte! Denn gewöhnlich wurde das Schiff durch einen am Vordertheil befestigten Bindfaden vom Ufer aus geleitet, und nur beim Sturm überließ man es seinem eigenen Schicksal.

Wenn von den Herrschern des Meers ein solcher Sturm einmüthig beschlossen war, so wählte ein Jeder von seinen Schiffen ein altes und baufälliges, belud es mit Steinen und Sand und gab es dann der ungestümen See Preis. Bisweilen entgingen alle Schiffe glücklich der drohenden Gefahr, nicht selten aber scheiterten oder liefen sie alle auf den Strand, oder kamen entmastet und ohne Ladung wieder ans Ufer. — An der Seite des jähen Abhangs von jener Vertiefung hatten sich die Kin-

der Gruben und Höhlen angelegt, die zu Gewölben und Waarenlagern dienten, damit die Handelsprodukte darin vor Regen gesichert liegen konnten.

Bei einem Spaziergange entdeckte der aufmerksame Wilhelm in einem stehenden Wasser eine ganz eigene Art von Geschöpfen, die sich in dem flüssigen Elemente sehr schnell hin und her bewegten. Sie waren ganz rund, von der Form und Größe einer Flintenkugel, und hatten einen ruderähnlichen Schwanz, womit sie sich wie ein Fisch jede beliebige Bewegung geben konnten. Vorne am Kopfe befanden sich kleine Floßfedern und der Mund war so winzig, daß man ihn kaum bemerken konnte.

Wilhelm machte die Uebrigen auf diese sonderbaren Thiere aufmerksam, und da sie noch Keiner vorher gesehen hatte, so bemühete man sich, sie zu haschen. Sie

waren in solcher Menge vorhanden, daß es Ludwigen sehr leicht ward, einige zu greifen. Er hatte sie aber kaum einige Augeblicke auf der flachen Hand liegen, so sah er sie zerbersten und wie Gallerte zerrinnen. Das setzte die Kinder in noch größere Verwunderung und sie liefen eilig zum Vater, um ihm die gemachte Entdeckung mitzutheilen.

Der Vater lächelte und sagte: „Ei das sind Kaulpadden, oder wie man sie auch nennt, Roßköpfe oder Krötenkugeln."

„Davon habe ich in meinem Leben noch nichts gehört" — sagte Wilhelm. „Befinden sich denn diese zu allen Jahreszeiten im Wasser?" —

„Nein" — erwiederte der Vater. „Nur in den Monathen Mai und Juni, oder höchstens im Anfange des

Juli. Alsdann verwandeln sie sich in ganz neue Geschöpfe, die mit ihrer jetzigen Gestalt auch nicht die geringste Aehnlichkeit haben."

„Nun und was wären denn das für Thiere, in welche sie sich verwandeln?" — fragte Hannchen.

„Frösche!" — war die Antwort des Vaters. „Frösche?" — fragten die Kinder, indem sie sich ganz verwundert ansahen.

„Ja Frösche!" — fuhr der Vater fort. „Ich will euch den ganzen Hergang der Sache erzählen."

„Im Frühjahr legt das Frosch-Weibchen eine Menge kleiner Eierchen, die wie schwarze Saamenkörner aussehen, von der Größe und Rundung eines Nadelknopfes,

und

und in einer zähen, durchsichtigen und schlüpfrigen Materie, wie die Eier der Fische, eingehüllt sind. Diesen Froschlaich trefft ihr im Monath Mai in fast allen stehenden Gewässern an, wo er auch zur weitern Ausbildung gebracht wird. Eigentlich sind jene schwarzen Körner keine Eier, sondern vielmehr noch unbelebte Lärvchen, die ihre rundliche Gestalt daher erhalten, weil der Schwanz nach dem Kopfe gekrümmt liegt und daran fest hängt."

„Durch die Sonne werden diese Larven belebt. Schon am dritten Tage löset sich der Schwanz vom Kopfe ab, und nun nehmen die Thierchen eine längliche Form an. Nach acht Tagen sondert sich auch der, die Larve noch immer umgebende Schleim ab, und Kopf und Schwanz sind nun mit bloßen Augen deutlich zu unterscheiden. Die junge Amphibie wird täglich größer

und bekommt, damit sie sich bequemer von den Wasserpflanzen nähren könne, mehrere Zähne, die sie aber nur im Larvenzustande behält. Zugleich erhält sie, da ihr die Beine noch fehlen, in den ersten Tagen ihrer Entwickelung am Kopfe flossenähnliche Kiemen, nach Art der Fische. Diese verlieren sich indeß in zwölf bis vierzehn Tagen und werden durch eine Rückenflosse ersetzt. Mit Hülfe dieser Flossen und des platten Schwanzes kann sich dies Thier im Wasser, wie ein Fisch frei und willkührlich bewegen."

„Der Kopf und Leib der Larve wird täglich dicker und der Schwanz länger. In diesem Zústande können sie nur einige Minuten außer dem Wasser leben und sie zerfallen in einen zähen Schleim, wenn man sie auf dem trockenen Lande liegen läßt. Nachdem sie als Larven ihre höchste Vollkommenheit erreicht haben, so gehen sie

allmählig in die Gestalt der Frösche und Kröten über. Am Hintertheil des kugelähnlichen Körpers erblickt man nach und nach zwei hervorstehende Gliedmaßen, welches die Hinterbeine sind. Nach acht, zwölf oder mehreren Tagen erscheinen auch die Vorderbeine, und nach vollkommener Ausbildung derselben, sondert sich nebst der ganzen Larvenhaut auch der Schwanz ab. Jetzt hat der Frosch seine gehörige Gestalt, aber nicht seine völlige Größe, die er erst im vierten Jahre seines Lebens erlangt."

Das hörten die Kinder mit freudiger Verwunderung. „Weißt du was, lieber Vater?" — fragte Ludwig. „Ich werde nach Hause gehn und mir einen großen Topf holen. Darin will ich mir eine Menge von diesen Thierchen auffangen und sie in unsern Teich versetzen. Es ist in demselben so still und einsam; da wird er dann mit einemmal recht lebendig und gesellig werden."

„Vielleicht“ — versetzte der Vater — „könnt ihr euch auch in dem Teiche Fische ziehn, wenn ihr den Fischlaich, der sich hier im Lözgraben in großer Menge findet, auffangt und ihn dann in eurem kleinen Gewässer von der Sonne ausbrüten laßt.“ —

Das war den Kindern ein willkommener Vorschlag. Alle liefen nach Hause und ließen sich von der Mutter irdene Töpfe geben. Nach einer Viertelstunde waren sie wieder da, fischten sich eine große Menge Fischlaich aus dem Lözgraben, und recht viele von jenen närrischen Geschöpfen aus dem stehenden Wasser, und ließen sie dann in ihrem Teiche frei und fröhlich umher schwimmen. Dies wiederholten sie am folgenden Tage und nun waren sie voller Erwartung, was daraus werden würde.

Sie warfen täglich Brotkrumen, Raupen und mancherlei Insekten in den Teich und hatten auch wirklich die

Freude, ihn im Sommer ganz belebt zu sehen. Kleine Fische und Frösche schwammen fröhlich in demselben umher. Da aber dies Jahr ein sehr heißer Sommer war, so trocknete der Teich am Ende des Monaths August fast ganz aus und die meisten jener armen Geschöpfe verschmachteten. Viele retteten die Kinder dadurch, daß sie sie auffischten und wieder in ein fließendes Wasser versetzten. Im Herbst war der Teich fast wieder eben so todt und verlassen, als er es im Frühling gewesen war. Die wenigen Fische und Frösche, die sich noch erhalten hatten, starben im Winter, weil der Teich bis auf den Grund zufror. Da der Boden sehr rein und sandig war, so konnten sich auch die Frösche darin nicht verbergen, um ihren gewöhnlichen Winterschlaf zu halten.

Das that den Kindern sehr weh und sie wiederholten im nächsten Frühjahr den so unglücklich abgelaufenen Versuch nicht zum zweitenmal.

Dreizehntes Kapitel.

Reise nach Roskow. Augusts Geburtstag. Das neue Ballspiel. Die Stoß-Kegelbahn. Das arme Hannchen! Wie beschloß August seine Geburtstagsfeier?

„Vater, was hat denn der Bote aus Roskow gebracht?“ — fragte Heinrich.

Der Vater. Einen Brief vom Amtmann, worin er uns morgen zu Augusts Geburtstage einladet.

Heinrich. Hast du es ihm denn auch versprochen?

Der Vater. Ja, wenn anders uns das Wetter nicht zuwider seyn wird.

Heinrich. O das wird es gewiß nicht. Schon seit acht Tagen ist der Himmel so heiter und freundlich; er wird ja nun morgen nicht sein Gesicht in düstre Falten ziehn?

Der Vater. Nun, wenn er das nicht thut, so fahren wir morgen Vormittags alle zusammen hinüber.

Mit freudiger Hast lief Heinrich zu seinen übrigen Geschwistern, die im Garten beschäftigt waren, um ihnen die frohe Nachricht zu verkünden. — Es war glücklicherweise ein recht schöner Sommertag und die

Kinder durften sich mit Recht sehr viel Vergnügen von der Reise nach Roskow versprechen. Ludwig zog sich seine Jägerkleidung an, die er bei seinem letzten Geburtstage vom Vater zum Geschenk erhalten hatte, um bei einem etwannigen Jagdspiele wieder die Rolle des Jägers zu übernehmen.

Um elf Uhr ging der Vater mit den drei älteren Knaben voran und die übrigen Mitglieder der Redlichschen Familie kamen in einem Wagen nachgefahren. Sie wurden mit lauter Freude empfangen und August zeigte ihnen all die herrlichen Geschenke, mit denen er heute von seinen Eltern und Geschwistern überrascht worden war. Besonders versprachen sich die Kinder von zweien dieser Geschenke recht viel Vergnügen. Das war nämlich ein großer Federball und eine kleine Stoßkegelbahn. Der erstere war fast so groß als ein

Kindeskopf, mit Pferdehaaren ausgestopft und mit Leder überzogen.

Das Spiel mit dem Federball bestand nun darin, daß die Kinder mit einem derben, glattgeschälten Knüttel versehn, auf einem freien Platze einen weitgedehnten Kreis schlossen. Einer der Spieler schlug nun den Ball in die Luft, und derjenige, in dessen Nähe er niederfallen wollte, mußte ihm entgegeneilen und ihn wieder in die Höhe schlagen. Er stellte sich hierauf wieder auf seinen vorigen Platz. Verfehlte Jemand den Ball, so mußte er es abpassen, wenn dieser wieder von der Erde in die Höhe prallte und ihn dann seinem Nachbar entgegentreiben, der dabei auf dieselbe Art verfahren mußte.

Wer den Ball weder in der Luft, noch beim Abprallen von der Erde traf, hörte auf mitzuspielen und mußte

aus dem Kreise treten. Dieser ward dann etwas verenget und das Spiel so lange fortgesetzt, bis nur noch zwei Spieler übrig blieben. Wer zuletzt auf dem Platze blieb, war Sieger und König des Spiels.

Wer von meinen jungen Lesern und Leserinnen noch keine Stoßkegelbahn gesehen hat, setze seine Einbildungskraft etwas in Thätigkeit, und suche sich aus folgender Beschreibung einen Begriff von derselben zu machen. Diejenigen aber, welche mit diesem Spiele schon bekannt sind, mögen Achtung geben, ob ich es auch richtig und deutlich genug darstelle. — Sie besteht aus einem gewöhnlichen, etwa sechs Fuß langen und drei Fuß breiten Tisch, der auf der einen Seite abgerundet ist. Um diese abgerundete Seite und um die beiden Nebenseiten herum läuft ein, durch zwei kleine, gleichlaufende Bretter abgesonderter und zur Hälfte verdeckter Gang, und in der Mitte stehen alsdann die Kegeln aufgestellt.

Nun wird durch Hülfe einer kleinen Stange, woran sich ein Stoßkolben befindet, eine elfenbeinerne Kugel in die eine Oeffnung des erwähnten Ganges hineingestoßen. Diese durchläuft alsdann den gekrümmten Gang, kommt aus der anderen Oeffnung wieder heraus und geht hierauf entweder mitten in den Haufen der Kegeln hinein, oder um dieselben herum. Bisweilen geht sie auch wohl mitten hindurch, ohne auch nur einen Kegel zu berühren. Die Zahl der umgeworfenen Kegel wird auf einer Tafel unter den Namen der Mitspielenden bemerkt und darnach am Ende des Spiels der Gewinn oder Verlust eines Jeden bestimmt.

Vor Tische war es zu spät, Versuche mit diesen Spielen anzustellen. Man war aber kaum vom Mittagessen aufgestanden, als die Kinder eilig nach dem Holzstall liefen, um sich recht herzhafte, für sie jedoch nicht

zu schwere Schlaghölzer auszusuchen. Nachdem ein Jeder das seinige gerundet und geglättet hatte, ging es mit dem Federball hin nach einem freien festen Platz hinter dem Garten, wo nun ein Kreis geschlossen und das Spiel begonnen wurde. Freilich konnten die Mädchen daran keinen Theil nehmen; es machte ihnen jedoch ein nicht geringes Vergnügen dem Spiele zuzusehen.

Anfangs wollte es freilich nicht recht gehen. Der Ball ward entweder nicht hoch genug geschlagen, oder man verfehlte ihn zu oft beim Niederfallen, oder es verließen mehrere zugleich ihren Platz und liefen dem Ball entgegen, und dergleichen mehr. Daraus entstanden denn nun freilich tausend Unordnungen und es währte eine geraume Zeit, ehe man etwas in den Zug kam. Als aber der Vater Redlich mit dem Amtmann und Herrn Müller zu ihnen traten und ihnen hülfreichen

Beistand leisteten, da ging es zur herzlichen Freude der Kinder recht wacker. Nach einer Stunde waren sie schon so gewandt und geübt, daß der Ball etwa nur alle vier oder fünf Minuten einmal verfehlt wurde.

Die Kinder wurden nach dem Gartenhause gerufen, wo es Milch, Kaffee und Kuchen gab, und sie beschlossen das neue Spiel bei ihren gegenseitigen Zusammenkünften so oft zu wiederholen, bis sie es darin zu einer recht großen Fertigkeit gebracht haben würden. — Der Amtmann hatte auch die Stoßkegelbahn nach dem Gartenhause bringen lassen und mit großer Freude stellten nun Knaben und Mädchen ihre ersten Versuche mit diesem Spiele an.

Auch damit wollte es anfangs nicht nach Wunsch gehen. Bald wurde die Kugel zu schwach gestoßen und

kam entweder gar nicht zum Vorschein, oder sie hatte alle Kraft verloren und konnte die Kegeln nicht erreichen; bald wurde sie wieder zu heftig gestoßen und sprang dann aus der, durch den Gang ihr angewiesenen Laufbahn heraus. Indeß durch das Beispiel und die Anweisung der älteren Personen belehrt, fanden sie den Mittelweg bald, und die Kegeln fielen, daß es eine Lust war. Selbst der kleine Ferdinand war bisweilen so glücklich, seine Kugel durchzubringen und einige Kegeln umzustürzen. Als die Glücklichsten und Geschicktesten aber zeigten sich Ludwig und August.

Nachdem sich die Kinder lange genug mit dem Kegelspiel vergnügt hatten, durchhüpften sie mit lustiger Fröhlichkeit den schönen, großen Garten. Er war wohl noch viermal so groß als der Pevesinsche und hohe, schattenreiche Gänge wechselten darin mit kühlen Grotten

und duftenden Lauben. Ganz unerwartet stieß man oft auf ein, von glänzenden Farben strahlendes Blumenbeet. Hier duftete ein kostbarer Hyazinthenflor; dort blüheten im weißen Sande sammetne Aurikeln; und dort wiegten sich auf hohen Stengeln buntfarbig geschmückte Tulpen.

Am Ende des Gartens befand sich ein ziemlich großer, doch nicht sehr tiefer Teich, worin Karpfen und andere Fische hauseten. Auf demselben schwamm gewöhnlich auch eine große Schaar schnatternder Enten umher. Durch einen Graben stand dieser Teich mit der Havel, die eine Viertelstunde von Roskow in ihrem ernsten und ruhigen Gange vorbeifließt, in Verbindung, und oft benutzten beide Familien an kühlen und angenehmen Sommerabenden diese Gelegenheit zu einer Wasserfahrt auf der Havel. Das sollte auch heute geschehn und die Kinder freuten sich schon recht sehr darauf.

An dem einen Ende des Teichs war eine schöne Gondel befestigt, die gewöhnlich zu den Spazierfahrten auf dem Wasser gebraucht wurde. Die Kinder kamen auch hieher und der lebhafte und leichtsinnige August sprang sogleich hinein. Er forderte auch die übrigen auf, seinem Beispiele zu folgen. „Das hat der Vater verboten" — sagte Friederike. „Ja wenn er nicht angeschlossen ist!" — erwiederte August. „Was ist denn hier für Gefahr dabei?"

Wilhelm hatte noch ein Stückchen Kuchen in der Tasche. Diesen zerbröckelte er und warf ihn in den Teich. Da kamen schnell Karpfen und Hechte und schnappten nach der willkommenen Nahrung. Sie zankten und verfolgten sich auch wohl unter einander wegen der erhaschten Beute, und suchten sie sich wieder abzujagen. Das machte den beiden Knaben eine ungemeine Freude.

Freude. „Ach Hannchen!" — rief Wilhelm aus „das solltest du sehn! Welche große Thiere! und sie fürchten sich gar nicht. Sieh nur da, dreie, viere — ach ein ganzer Haufe!"

Hannchen hätte es für ihr Leben gerne gesehn. Sie ließ sich auch wirklich bereden und stieg in die Gondel, warf die Brocken vom Kuchen ins Wasser und hatte ihre herzliche Freude über die Menge der herbeigelockten Fische. Die anderen Geschwister waren auf die, an den Garten grenzende Wiese gegangen, um Blumen zu pflücken oder Schmetterlinge zu haschen. — August, der nicht selten ganz zur Unzeit vorschnell und übermüthig war, fing an mit der Gondel zu schaukeln, um Hannchen zu necken. Diese bat ihn zwar recht ernstlich, einen solchen Spaß zu unterlassen; aber er achtete nicht darauf, und als sich das gute Mädchen hinüber-

lehnte, um die auf dem Teiche schwimmenden Enten herbeizulocken, gab er der Gondel einen so heftigen Stoß, daß Hannchen das Gleichgewicht verlor, und — o des leichtsinnigen Augusts! — ins Wasser fiel.

Glücklicherweise klammerte sich das arme Mädchen in der Angst fest an den Rand der Gondel, und Wilhelm, der nicht weit von ihr stand, zog sie sogleich in die Gondel hinein. Er rief mit lauter Stimme die Väter herbei, die in einer nahen Allee auf und nieder gingen. Schnell sprangen diese, Unglück ahndend, herbei und als der gute Vater Redlich seine vom Wasser triefende Tochter bleich und matt in Wilhelms Armen liegen sah, stand er vor Schreck wie an dem Boden festgewurzelt.

Hannchen erholte sich jedoch bald wieder von ihrem Schreck, richtete sich auf und ging dem Vater selbst ent-

gegen. Wilhelm erzählte, was vorgefallen war und da es sich zeigte, daß die Unglückliche sehr schwach und kraftlos war, so nahm sie der Vater auf den Arm und eilte mit ihr nach der Wohnung. Als sie hier über heftiges Kopfweh und über ein schmerzhaftes Schneiden im Unterleibe klagte, so ward sie ausgekleidet und ins Bette gebracht. Sie gestand, daß sie mit dem Kopfe schon unter dem Wasser gewesen sey und auch viel Wasser verschluckt habe. Deshalb mußte sie auch ein Brechmittel einnehmen, wodurch sie noch matter und kraftloser ward.

Jetzt war auch die Mutter herbeigekommen und weinte, theils vor Freude über die glückliche Rettung der geliebten Tochter, theils vor banger Angst wegen der Krankheit, der das gute Mädchen entgegen zu gehen schien. Auch die Geschwister der lieben Johanna und die Hartmannschen Kinder äußerten laut ihren

theilnehmenden Schmerz. August aber ging angstvoll und mit beklommenem Herzen umher und wagte es nicht, sich sehen zu lassen. Das Bewußtsein, daß er die Veranlassung zu Johannens Krankheit, zu dem Schmerz der Eltern, und zu der im ganzen Hause herrschenden Betrübniß sey, quälte ihn sehr und er büßte seinen Leichtsinn mit der bittersten Reue. Das war eine schlechte Feier seines Geburtstages, der so froh und heiter begonnen war und nun durch seine eigene Schuld so traurig und mißmüthig beschlossen wurde.

Der Vater rief den armen August, der sich in einer abgelegenen Laube des Gartens verborgen hatte, herbei. Mit pochendem Herzen und mit Thränen im Auge kam er zum Vater, der ihn mit folgenden Worten anredete: „Du bist ungehorsam gegen mein oft und „ernstlich gegebenes Verbot gewesen und hättest durch

„deinen Muthwillen Johannens Tod veranlassen „können. Du siehst die armen Eltern in tiefer Betrübniß und uns alle voll Angst und Sorgen. Dafür sollst „du die drei nächstenmale nicht mit nach Pevesin „gehn, und den ganzen Sommer über keine Wasserfahrt „mitmachen dürfen. Laß dir das heutige Unglück zur „Warnung dienen, und achte künftig sorgsamer auf deine „Handlungen."

Nachdem Hannchen das eingeschluckte Wasser wieder von sich gegeben hatte, war ihr um vieles wohler. Die Schmerzen im Unterleibe hörten auf und auch das Kopfweh verminderte sich. Daß nun aus der abendlichen Wasserfahrt nichts ward, brauche ich wohl nicht erst anzuführen. Es dachte auch Niemand mehr daran; denn Jeder war nur mit dem Befinden des guten Hannchens beschäftigt. Diese fiel gegen Abend in einen sanften

Schlaf und da sich die Eltern von ihrer kranken Tochter nicht trennen wollten, so blieb die ganze Redlichsche Familie die Nacht über in Roskow.

Zur allgemeinen Freude erwachte Hannchen am andern Morgen sehr heiter und versicherte, daß sie sich, eine gewisse Schwere in den Gliedern abgerechnet, recht wohl befinde. Sie stand auch auf und zeigte ihre gewöhnliche Munterkeit. Dem armen August, der sich ihr mit wehmüthig-bittender Miene nahete, verzieh sie mit aufrichtigem Herzen und schloß ihn in ihre Arme. Sie bat auch seinen Vater um Erlassung, oder doch um Verminderung der ihm angedrohten Strafe. Aber der Amtmann war ein strenger und entschlossener Mann, und den einmal gegebenen Befehl nahm er nicht wieder zurück. Gegen den Mittag bestieg die Redlichsche Fa-

milie ihren Wagen und fuhr, von den besten Wünschen der braven Roskower begleitet, nach Hause zurück.

Das Gerücht von Hannchens unglücklichem Wasserfall war der Familie schon vorangegangen und hatte sich, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch vergrößernde Zusätze entstellt, im ganzen Dorfe verbreitet. Die guten braven Landleute zu Pevesin, die mit so viel Liebe und Vertrauen an ihrem treuen Seelsorger hingen und den innigsten Antheil an allen seinen Schicksalen nahmen, hatten schon längst mit sehnsuchtsvoller Erwartung der Ankunft des braven Pfarrers entgegengesehn. Wie groß war nun ihre Freude, als der Wagen angerollt kam, und sie das gute Hannchen mitten unter den Anderen gesund und munter erblickten. Sie kamen an den Wagen heran, erkundigten sich theilnehmend nach dem wahren Hergang der Sache, schüttelten dem lieben Mädchen

treuherzig die Hand und dankten Gott, daß es so glücklich abgelaufen war.

Es zeigten sich auch weiter bei Hannchen keine bedenkliche Folgen von dem unwillkommenen Bade.

Vierzehntes Kapitel.

Das Wasserbad mit seinen Freuden und das Sandbad mit seinen Leiden. — Die bösen Wespen! Zerstörung ihres Staates. Die Ueberraschung. O weh!! —

....

So wenig Freude auch das gute Hannchen bei ihrem eben nicht angenehm überraschendem Bade gehabt hatte, so viel Vergnügen gewährte doch den drei älteren Knaben der Redlichschen Familie das Baden in den wärmeren Sommermonathen. An den oft drückend heißen Tagen

der Monathe Juli und August ging der Vater oder der treue sorgsame Hans mit Ludwig, Wilhelm und Heinrich nach dem Bagowschen See, da wo er an das oft erwähnte Fichtenwäldchen grenzt. Das Ufer war hier sehr flach und das Wasser so klar und hell, daß man die Steine auf dem Grunde sehen konnte und der blaue Himmel sich freundlich in der ruhigen Fläche spiegelte.

Die Kinder konnten wohl zweihundert Schritte weit in den See hineingehn, ohne daß ihnen das Wasser höher als bis unter die Arme reichte. Ach wie glücklich fühlten sie sich, wenn sie sich frei und fröhlich in dem reinen Elemente bewegen, scherzend und spielend sich einander verfolgen und haschen, und bald auf den reinen Boden sich hinlagern, bald durch ein heftiges Schlagen mit den Händen eine schäumende Fluth um sich her erregen konnten. Oft machten sie sich nach der Anweisung

und mit Hülfe des kunstreichen Hans, von einer Menge Schilfrohr und Binsen, die an einigen Stellen des Sees reichlich wuchsen, ein starkes und breites Bündel, setzten sich darauf und ließen sich auf diese Art ruhig auf der ebenen Wasserfläche umhertragen. Mit Hülfe eines Stabes konnten sie dieses leichte Fahrzeug schnell und nach allen Richtungen hin bewegen. Sie banden sich auch wohl solche Bündel von Binsen unter die Brust und an die Füße, und schwammen auf diese Weise leicht und sicher auf dem untrüglichen See umher.

So trieben sie auch einst an einem heißen Sommertage ihr fröhliches Spiel. Der alte Hans war in den Wald gegangen, um für die Küche einige Quirle zu schneiden. Die Kinder gingen öfters aus dem Wasser heraus, liefen das Ufer entlang und stürzten sich dann wieder in den freundlichen See. Wilhelm legte sich

einmal in den warmen Sand und fand dabei ein solches Wohlbehagen, daß er auch seine beiden Brüder aufforderte, seinem Beispiele zu folgen. Sie versuchten es und fanden es ebenfalls überaus angenehm. Erst gruben sie sich ordentlich in den Sand ein, liefen dann wieder ins Wasser, um sich abzuspülen, und naß wie sie waren, wälzten sie sich wieder im Sande.

Der alte Hans erinnerte sie endlich, daß es Zeit sey, nach Hause zurückzukehren. Sie kleideten sich an und gingen wohlgemuthet nach dem glücklichen Dörfchen. Aber kaum waren sie angekommen und hatten den Schwestern das muntere Spiel, das sie getrieben, erzählt, als sie ein heftiges Brennen und Jucken auf dem ganzen Leibe fühlten. Einer klagte dies dem Andern, aber Niemand wußte, woher es komme. Das Jucken ward immer heftiger, das Brennen immer schmerzhafter.

Sie gingen zum Vater und schilderten ihm ihren Zustand. Als dieser erfuhr, was beim Baden vorgefallen war, errieth er den Grund von jener Erscheinung sehr leicht. „Dies schmerzhafte Jucken" — sagte er — „rührt von dem Wälzen im heißen Sande her. Ihr „mögt euch nur mit der nöthigen Geduld ausrüsten, „und euch auf eine längere Dauer jenes Schmerzes gefaßt halten."

Das war den Kindern freilich keine angenehme Nachricht und sie sahen sich einander sehr wehmüthig und bedenklich an. Sie entblößten ihre Brust und die Arme und bemerkten zu ihrem Erstaunen, daß diese mit kleinen Bläschen und rothen Flecken ganz bedeckt waren. Sie machten einen Versuch den Schmerz durch Reiben zu lindern. Für den Augenblick fühlten sie auch einige Erleichterung, nachher aber war doch der Schmerz um so

empfindlicher. Es war ihnen in der That dabei nichts Besseres zu empfehlen als Geduld.

Die ganze folgende Nacht konnten sie kein Auge zuthun. Unmuthig wälzten sie sich hin und her und wußten nicht, wie sie das entsetzliche Brennen vertreiben sollten. Der Vater hatte es ihnen ernstlich untersagt, sich mit kaltem Wasser zu waschen, weil dies traurige Folgen für ihre Gesundheit haben konnte. Sie mußten also der Zeit die Minderung des Uebels ruhig überlassen.

Ach das war eine böse Nacht! Zehnmal standen sie auf und legten sich wieder hin. Ein Glück, daß die Nacht kurz und sehr angenehm war. Hoch von dem großen dunklen Himmelsgewölbe herab, leuchtete der Mond mit seinem silbernen Lichte herab auf die schlummernde Erde. Ein heiliges Schweigen ruhete auf der

ganzen Natur und nur leise Lüftchen lispelten in dem Laube der Silberpappel. Der Garten, den die Kinder von ihrem Fenster aus übersehen konnten, erschien bei dieser nächtlichen Beleuchtung in einem zauberischen Lichte, und führte ihrer aufgeregten Einbildungskraft tausend wunderbare Gestalten vor.

Schon mit der Morgenröthe waren Ludwig und Wilhelm angekleidet und gingen hinunter in den Garten. Es war ein schöner, herrlicher Morgen, wie sie ihn neulich auf dem Wachowschen Werder erlebt hatten. Aber die Kinder hatten heute keinen rechten Sinn dafür. Erst nach einigen Stunden legte sich der Schmerz und gegen den Mittag fühlten sie nichts mehr, als eine große Erhitzung des Bluts. Sie sahen nach, ob etwa die Bläschen verschwunden wären, und siehe da! — die ganze äußere Haut fing an, sich abzuschälen. Sie mußten

sich nun sehr warm halten, sich vor Erkältung sorgsam hüten und durften in acht Tagen nicht wieder baden.

Da schalten Ludwig und Heinrich nicht wenig auf den unschuldigen Wilhelm, der sie zu dem Sandbade verführt und ihnen dadurch so viel Schmerzen bereitet hatte. Der arme Schelm aber mußte bei einer anderen Gelegenheit noch härter für seine gutmüthige Unbedachtsamkeit büßen.

Die Kinder waren nämlich in ihren Gärtchen bisweilen von einigen bösen Wespen gestochen worden und Wilhelm bemerkte einst, daß diese verwünschten Thiere besonders häufig an dem Stamme eines Baums aus der Erde hervorgekrochen kamen. Er sahe sogar zu seiner großen Verwunderung, daß eben so viele Wespen durch mehrere Löcher in die Erde hineinschlüpften, als aus

derselben herauskrochen. Bei dieser Gelegenheit war er abermals von einem dieser Thierchen recht empfindlich gestochen worden.

Wehklagend ging er zum Vater und erzählte ihm, was er gesehen und erfahren hatte. „Die Wespen haben großentheils ihre Nester unter der Erde" — erwiederte der Vater darauf; „bisweilen aber auch unter den Dächern an den Ziegelsteinen, an den Latten, Sparren und unter den Gesimsen, auch wohl in holen Bäumen und an den Aesten derselben. Man findet ganz kleine Nester von etwa einem Zoll im Durchmesser, andere von der Größe eines mittelmäßigen Apfels und selten eins, dessen Durchmesser einen Fuß beträgt. Diejenigen, welche sich unter der Erde befinden, sind in der Regel die größten. Die Gestalt derselben ist nicht kugelrund, sondern nach unten hin spitz zulaufend, oben breiter und flacher."

„Mit diesem oberen Ende ist es an irgend einem Gegenstande befestigt — unter der Erde gewöhnlich an der Wurzel eines Baums. Hier befinden sich auch die Fluglöcher. Inwendig liegen die Zellentafeln, wie du sie schon in einem Bienenstocke gesehn hast, über einander. Die Zellen sind, wie bei den Bienen, sechseckig, nur aus einer ganz anderen Masse, die aus einer Art von Holzpapier besteht, bereitet. Die Wespen nagen nämlich mittelst ihrer scharfen Kinnladen feine Theilchen von weichem und verwittertem Holze ab, leimen sie mit einem klebrigten Safte zusammen und verfertigen daraus jene künstliche aschgraue Masse, die mit grobem Löschpapier die größte Aehnlichkeit hat. Ein großes Wespennest enthält mehrere hundert Bewohner."

„Wartet nur!" — dachte Wilhelm — „ihr sollt ankommen! Ich will euch das Stechen wohl verbieten."

Damit füllte er sein Sprengefaß mit Wasser und goß dies durch die offenen Löcher in die Erde. Er meinte, die Wespen würden nun alle ersaufen und er hätte dann mit seinen Geschwistern nichts weiter von ihnen zu fürchten. Aber wie erstaunte er, als sie mit Macht aus den Löchern hervordrangen und von allen Seiten in dichten Haufen auf ihn losgestürmt kamen. Er warf sein Sprengefaß fort und flüchtete in vollem Laufe nach dem Gartenhause, das er hinter sich zuschloß.

Aber mehrere Wespen waren doch mit hineingeschlüpft und andere saßen ihm schon auf dem Kleide. Er hatte viel Noth, ehe er sie mit seinem Schnupftuche niederwerfen und todttreten konnte. Er bemerkte durch das Fenster, daß noch viele Wespen vor dem Gartenhause umherschwärmten, und wagte sich lange nicht hinaus. Endlich fanden ihn die anderen Geschwister, die ihn schon

allenthalben gesucht hatten. Er schilderte ihnen die Gefahr, der er ausgesetzt gewesen war und sämmtliche Kinder hielten unter einander Rath, wie sie jenen feindseligen und gefährlichen Staat zerstören, und sich jene häßlichen Geschöpfe vom Halse schaffen könnten. Sie waren auch neugierig, den Bau ihres Nestes zu sehen.

Sie sannen lange hin und her. Manches wurde in Vorschlag gebracht und wieder verworfen. Endlich fiel Ludwig auf folgenden Einfall: „Wir wollen hingehn zu Fritzen und uns von seinem Vater die Bienenkappe und die großen ledernen Handschuh holen. Die muß sich dann einer von uns anziehen und das Wespennest ausgraben." — Dieser Vorschlag wurde mit großem Beifall angenommen und man eilte schnell hin zur Wohnung des Schulzen.

Die Bienenkappe besteht in einem weiten leinenen Hemde, das über den ganzen Leib gezogen und unter dem Bauche zugeschürt wird. Vor dem Gesicht befindet sich, an die Bienenkappe fest angeneht, ein aus eisernem Drath geflochtenes Gitterwerk, durch das man sehr gut sehen kann, ohne daß es einer Biene oder Wespe möglich ist, durchzukriechen. Dazu gehören ein Paar große lederne Handschuh, die bis unter die Arme gehn und fest zugebunden werden können. Man bedient sich dieser Bekleidung, um die schwärmenden Bienen in einem Korbe aufzufangen oder um die junge Brut zu tödten.

Die Kinder erhielten von Fritz und August was sie wünschten, mit leichter Mühe. Schnell holte man einen Spaten herbei und eilte nach dem Garten, um das Werk zu beginnen. Aber nun entstand die Frage: Wer soll den furchtbaren Staat zerstören und das unterirdische

Gebäude zertrümmern? — Wilhelm erbot sich freiwillig dazu; denn er war vor allen andern am meisten beleidigt worden. Er glaubte auch so, vor jeden Angriff geschützt, gar nichts zu fürchten zu haben. Er warf sich also die Bienenkappe über, band sie unter dem Leibe sorgsam zu, zog die Handschuh an, ergriff den Spaten und ging nun herzhaft auf seine Feinde los, die von der gewaltsam drohenden Gefahr, die sich ihrem kleinen Staate nahete, nichts ahndeten. — Die anderen Kinder nahmen ihre Zuflucht in den Gartensaal, um auf jedem Fall vor der Rache der Feinde sicher zu seyn.

Wilhelm fing wohlgemuthet an zu graben und kaum hatte er einen Spaten voll Erde aufgehoben, als ein dichter Schwarm von Wespen wüthend über ihn herfiel, um den schrecklichen Feind von den Grenzen ihres Reichs zu vertreiben. „Ja stecht ihr nur" — sagte Wilhelm lachend — „ich spotte eurer Ohnmacht!" Und

damit stieß er den Spaten zum zweitenmal in die Erde und brachte nun schon einen großen Theil des Nestes zum Vorschein, das gerade so aussah, wie es der Vater beschrieben hatte.

Noch betrachtete er dasselbe mit Aufmerksamkeit, als er die Gartenthür öffnen und seinen Namen mehreremal hinter einander rufen hörte. Er sah sich um, und den Spaten wegwerfen, auf eine fremde Dame zueilen, sie mit dem Freudenruf: „Mutter, liebe Mutter!" an sein Herz drücken — war das Werk eines Augenblicks. Das konnten sich die Kinder, die dem sonderbaren Schauspiele vom Fenster der Gartenstube zusahen, durchaus nicht erklären. — Es war Wilhelms Mutter, die eben angekommen, und nach einer herzlichen Begrüßung ihres Schwagers und ihrer Schwägerin, auf die Nachricht, daß ihr Wilhelm im Garten sey, sogleich dorthin geeilt war.

„Aber in aller Welt, Wilhelm" — rief die Mutter nach der ersten herzlichen Umarmung aus — „in welchem sonderbaren Aufzuge — — o weh! was ist das?" Eine Wespe hatte sie in den Arm gestochen; denn Wilhelm hatte in dem ersten Taumel freudiger Ueberraschung vergessen, daß er mit diesen Thieren ganz wie besät war. Auch die Mutter hatte davon nichts gemerkt. Sie hatte kaum die Stimme ihres Wilhelms aus der abentheuerlichen Vermummung erkannt, als sie ihm freudig entgegenlief und ihn mit Innigkeit an ihr Herz drückte. Unwillig bemerkte sie, daß das böse Gitterwerk vor ihres lieben Sohnes Gesicht sie verhinderte, ihm den Kuß des Willkommens auf die Lippen zu drücken, und ihm offen in das feurige Auge zu sehen.

Bei der Umarmung ihres Sohnes war nun der Mutter eine Wespe angekrochen und hatte ihre Wuth gegen sie ausgelassen. Wilhelm bemerkte dies erst bei dem

Ausruf des Schmerzes seiner Mutter und rief ihr zu: „Geschwind, liebe Mutter, komm in den Gartensaal. Ich habe ein Wespennest ausgegraben und werde nun von den erzürnten Bewohnern desselben wüthend verfolgt.“ — Beide eilten nun dem Gartenhäuschen zu. Wilhelm warf seine Bienenkappe ab, und schlüpfte mit der Mutter zur Thür hinein.

Kaum aber hatte diese die anderen Geschwister begrüßt, als Wilhelm einmal über das andere ausrief: „au weh! au weh!“ — und dabei wie rasend im Gartensaal umhersprang. Er fühlte auf dem ganzen Leibe, bald hier bald dort, Wespenstiche, und die Mutter mußte mit ihm in ein kleines Nebenzimmer gehn und ihn ganz entkleiden. Da fand sie wohl ein ganzes Dutzend Wespen, die sich trotz der schützenden Bienenkappe — die für Wilhelm wahrscheinlich zu weit war und deshalb nicht recht fest anschloß — durch die Kleider gedrengt hatten

und nun den armen Jungen unbarmherzig peinigten. Wo ein Stich hingekommen war, fühlte er ein schmerzhaftes Jucken und sobald er diesen Fleck rieb, so schwoll er sehr stark auf.

Nachdem die Wespen verjagt oder getödtet und die Kleider alle genau durchsucht waren, kleidete sich Wilhelm wieder an und trat nun an der Hand seiner Mutter in den Gartensaal, wo sich schon der Vater Redlich mit zweien von Wilhelms Geschwistern, welche auch mitgekommen waren, befand. Es war sein Bruder Eduard und seine Schwester Bertha, die beide mit einem lauten Freudengeschrei auf ihren lieben Bruder, den sie seit vier langen Monathen nicht gesehen hatten, zueilten und sich höchlichst verwunderten, wie er während dieser Zeit so gewaltig gewachsen sey.

Funfzehntes Kapitel.

Die Wasserfahrt. Reise zum Vater Geronio. Der Bagowsche Mühlberg mit seinen herrlichen Aussichten. Der Vogelsang. Die Wasserfahrt. Glückliche Heimkehr. Roskow. Die unerwartete Nachricht. Abreise. —

Nicht wahr, meine jungen Leser, das war eine recht unverhofte Freude, aber auch eine recht seltsame Bewillkommnung? — Wilhelm war auf die Ankunft seiner Mutter gar nicht vorbereitet; denn sie hatte ihm absicht-

lich nicht das geringste davon geschrieben. Der Vater Redlich wußte es wohl; aber auch dieser hatte den Kindern nicht das mindeste davon merken lassen. So war also für unsern guten Wilhelm das Wiedersehn seiner Mutter in der That sehr überraschend.

Als sich der Schmerz von den Wespenstichen gelegt hatte, führte Wilhelm seine Mutter und Geschwister in seinen Garten, zeigte ihnen sein Spiel- und Arbeitsgeräth, den Teich mit seinen Schiffen, Dämmen und Brücken, und all das Herrliche, das ihn an das liebe Pesin so unwiderstehlich fesselte. Er schilderte ihnen die Freude des Landlebens, die Gutmüthigkeit der Dorfbewohner, die Schönheiten der umliegenden Gegend mit solcher Beredsamkeit und mit so lebhaften Farben, daß seine Geschwister ganz hingerissen wurden und die Mutter ihm mit stillem Wohlgefallen zuhörte.

Es wurde heut etwas früh Abendbrot gegessen, weil man nachher noch eine kleine Wasserfahrt auf dem Ba- gowschen See nach dem Fichtenwäldchen hin machen wollte. Es war ein heißer Sommertag gewesen und deshalb die Kühle des Abends um so erquickender und labender. Schnell eilten unter gegenseitigen Erzählungen, unter Fragen und Antworten theilnehmender Liebe und Freundschaft die Stunden des Abends dahin und schon ermahnte der Wächter die ruhigen Bewohner des Dorfes zum Lobe gegen Gott, als die glückliche Familie nach ihrer friedlichen Wohnung zurückkehrte.

Am folgenden Tage sollte eine Reise nach dem Wachowschen Werder zum Vater Geronio gemacht werden; denn Wilhelm hatte seiner Mutter so viel Lobpreisendes von den Annehmlichken der Insel und so viel Rühmliches von dem ehrwürdigen Greise erzählt, daß sie

sich von der Wahrheit des Gesagten selbst zu überzeugen wünschte. Man hatte dem guten Geronio davon Nachricht gegeben und schon mit dem frühesten war die Gondel da, um die Redlichsche Familie zu ihm hinüber zu führen.

Es war zum Glück ein sehr schöner, heiterer Tag und man durfte sich mit Recht sehr viel Freude von ihm versprechen. Nachdem also die Kinder ihre Wirthschaftsgeschäfte besorgt und bis um zehn Uhr fleißig gearbeitet hatten, bestiegen alle die glänzende Gondel und mit Hülfe des rüstigen Hans und eines gewandten Fischers eilten sie schnell dem schönen Eilande entgegen. Geronio empfing sie mit offenen Armen und bezeigte Wilhelms Mutter seine Freude, sie kennen zu lernen.

Er führte sie hierauf in seine niedliche Wohnung, in den herrlichen Garten voll duftender Blumen, in die

Schule und auf den Spielplatz der ländlichen Jugend, in die Hütten seiner Unterthanen und so auf der ganzen Insel umher. Die Mutter war hocherfreut über den Biedersinn und die Rechtschaffenheit Geronios, die sich aus allen seinen Worten, aus der Zutraulichkeit, mit der ihm die Kinder entgegenhüpften, aus der Ehrfurcht und Gutmüthigkeit, mit der ihm seine Unterthanen empfingen, aus der Wohlhabenheit, die sie in den Wohnungen der ehrlichen Leute entdeckte, kurz aus dem ganzen Sinn und Geist, der ihr aus allen Unternehmungen und Handlungen des Greises entgegen sprach, ankündete.

Sie fühlte sich mit einer unwiderstehlichen Hochachtung für den ehrwürdigen Mann erfüllt, und schätzte sich glücklich, daß sich ihr Wilhelm öfters in der Gesellschaft desselben befand. Das eben ist die Macht der Tugend, daß sie Jedem Hochachtung und Ehrfurcht ein-

flößt und unwiderstehlich auf die Herzen derjenigen wirkt, die Empfänglichkeit für ihre stille Größe haben.

Nach einem stärkenden frugalen Mittagbrot ließen sich alle hinüber setzen nach dem Dorfe Rüben und wandelten dann durch einen schattenreichen Eichenhain nach dem Bagowschen Mühlberge. Dieser hat eine überaus reizende Lage und gewährt eine herrliche Aussicht.

Vor sich sieht man über den Bagowschen See hinweg eine Menge blühender Dörfer, an die sich im Hintergrunde die ehrwürdigen Thürme der alten Stadt Brandenburg mit dem, aus der frühesten Geschichte der Mark berühmten Halungerberge schließen. Linker Hand schaut man fruchtbare Felder, blumenreiche Wiesen und nährende Weiden, belebt von fröhlichen Heerden. Hinter diesen schlängelt sich die Havel in ihrem ruhigen, ernsten Laufe fort. Eine Reihe hoher Berge be-

beschränkt die Aussicht. Die Spitzen der Potsdammer Thürme erinnern den einsamen Wanderer, der mit stiller Bewunderung diese Pracht und diesen Reichthum der Natur überschaut, an den Glanz und den Reichthum irdischer Macht und Größe. Wie trüglich und wandelbar ist menschliche Größe und Herrlichkeit! Die Natur aber bleibt immer dieselbe — ewig groß, herrlich und anziehend.

Gegen Norden umlagern frische Wiesengründe den Rübenschen See, in dem der Wachowsche Werder mit seinen friedlichen Hütten und ehrwürdigen Eichen, wie eine Zauberinsel liegt. Hinter den dunklen Eichen- und Fichtenwäldern, die den Horizont von dieser Seite umschließen, ragen die Thürme des Städtchens Nauen hervor und rechts und links schmückt eine lange Reihe von Dörfern die offene Gegend. Am Fuße des Berges liegt das freundliche Bagow mit seiner alten, ehrwürdigen

Ritterburg, jenseits des Kanals das glückliche Pevesin mit seinem neugebauten Thurme, rechts das weit sich dehnende Roskow mit dem geräumigen Schlosse. — Meine jungen Leser werden die meisten der angeführten Oerter auf der, dem ersten Theile dieser Geschichte beigefügten Charte angezeigt finden.

Ach wie viel gab es hier zu schauen und zu bewundern! „Sieh hier die weidende Heerde auf dem Felde!" — rief der eine; „sieh dort die emsigen Fischer auf dem See!" der andere. „Ach, das ist der Katharinenthurm in Brandenburg!" rief Wilhelm — „und das dort deine Insel, Vater Ger'onio!" der kleine Ferdinand. Lange blickten die Kinder um sich her und es entging nichts ihrer Aufmerksamkeit.

Auf dem Gipfel des Berges stand eine Windmühle und dabei die Wohnung des Müllers. Dieser war schon

längst den ihm wohlbekannten Nachbaren freundlich entgegengekommen, begrüßte sie mit einem traulichen Handschlag und hieß sie herzlich willkommen. Er war ein alter braver Mann, zuvorkommend und gefällig. Nie kam die Redlichsche Familie nach Bagow, wo sie nicht den ehrlichen Gutschmidt — dies war der Name des Müllers — besuchte.

Den Kindern machte die Mühle jedesmal viel Freude und der freundliche Eigenthümer hatte ihnen schon öfters die innere Bauart und Beschaffenheit derselben erklärt. Auch diesmal bestiegen sie das künstlich gezimmerte, bewegliche Gebäude und zeigten den kleinen Brandenburgern das innere Getriebe derselben. Noch nie hatten diese so etwas gesehn und verwunderten sich deshalb höchlichst über das wunderbare Kunstwerk. Die kleine Bertha wagte sich erst gar nicht hinein, denn das heftige Klap-

pern und das Umdrehen der furchtbaren Flügeln schreckte sie zurück. Als der Vater Redlich sie aber an die Hand nahm, folgte sie willig.

Nachdem der brave Gutschmidt sie alle mit einem Glase Milch erquickt hatte, ging die ganze Familie nach einer benachbarten Schäferei, die in dem nahen Birkenhain lag. Ein schmaler Weg führte durch ein breites Kornfeld nach diesem Haine. Da man nun hier nicht neben einander gehen konnte, sondern einer immer dem andern folgen mußte, und dadurch die gesellschaftliche Unterhaltung sehr erschwert wurde, so traf der Vater Redlich zum Vergnügen der Kinder folgende Einrichtung:

Wenn der Erste, welcher den Zug anführte, an das Ende eines Stück Ackers gekommen war, so mußte er stehn bleiben, Front machen, mit einem Stabe statt des

Gewehrs präsentiren und in dieser Stellung die übrige Gesellschaft vor sich vorbeipassiren lassen. Hierauf schloß er sich dem Ende des Zuges an und der zweite mußte dasselbe Manöver wiederholen, der dritte ebenfalls und so ging es fort, bis man den Birkenhain erreicht hatte. — Dies gewährte den Kindern ein sehr großes Vergnügen, und ein Jeder suchte durch besondere Kunststücke beim Exerciren die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn. Er ward auch oft von den Vorübergehenden tüchtig geneckt.

Die Schäferei führt den Namen: der Vogelsang und verdient auch diesen Namen mit vollem Rechte; denn eine unzählige Schaar der mannigfaltigsten Vögel schien diesen lieblichen Hain zu ihrem stillen Wohnsitze gewählt zu haben. Von allen Zweigen der Bäume her hörte man aus den hellen Kehlen der arglosen Thierchen einen munteren Gesang, und wenn sie alle im ge-

meinschaftlichen Chor den Lobgesang ihres Schöpfers anstimmten, so hallte der Wald wieder von dem jauchzenden Geschmetter. Hier gefiel es Wilhelms Mutter ganz vorzüglich und sie konnte sich nicht genug ergötzen an den reizenden Tönen der Vögel.

Man lagerte sich auf dem grünen Teppich des Waldes, in den Schatten der Birken und Eichen. Die gefällige Wirthin brachte reichlich gefüllte Satten mit saurer Milch und nährendes Schwarzbrot mit frischer Butter. Jeder bekam einen blechernen Löffel und stillte dann seinen stark erregten Appetit mit stillem Behagen. Ach wie trefflich schmeckte das! Es war eine einfache ländliche Kost; aber wahrlich dem reichen Prasser schmeckten seine feinsten Leckereien nicht halb so gut, als unserer glücklichen Familie ihre Milch und ihr Butterbrodt.

Erst in der Kühle des Abends kehrte man nach Ba-

gow zurück, wünschte dem ehrlichen Gutschmidt eine gute Nacht und ließ sich dann über den Bagowschen See nach dem lieben Pevesin hinüber setzen.

Eine sanfte Ruhe herrschte in der ganzen Natur, und die freundliche Dämmerung des Abends umhüllte alle Gegenstände derselben mit einem zauberischen Schleier. Die Fischchen trieben auf der spiegelhellen Fläche des Sees ihr scherzendes Spiel; die Rohrdommel verkündete aus dem nahen Schilfe, mit einem oft wiederholten Rufen, ihr fröhliches Dasein; und aus den Dörfern tönte der Gesang der fröhlichen Jugend herüber. An dem östlichen Horizonte des hohen, unermeßlichen Himmelsgewölbes erhob sich der silberne Mond, schaute mit seinem sanften, traulichen Lichte freundlich herab auf den kleinen Kreis glücklicher Menschen, und wandelte ruhig und still seinen ewigen Gang fort.

Die Kinder fühlten sich von der wunderbaren Schönheit der Natur ergriffen und stimmten im harmonischen Gesange folgendes Lied an:

Der Himmel ist freundlich, und still ist die Luft;
Es hauchen die Blumen so würzigen Duft;
Hell schimmert der See und es schwingen
Mit lustigen Sprüngen,
Sich Fischchen empor.

Ha Wonne! wie gleitet auf spiegelnder Bahn
So ruhig und leise der schwebende Kahn! —
Wie herrlich der Tag! und der Abend —
Wie kühlend und labend!
Und alles so froh!

Wir schweben; es tragen die Fluthen uns fort.
Es spielen die Wellchen nur leis' an den Bord.
Der sinkende Abend verschleiert
Die Fernen; es feiert
Die ganze Natur.

Und sehet, dort hebt sich am Osthorizont,
Aus krausen Gewölken, der freundliche Mond,
Willkommen, willkommen, du Lieber!
O leucht uns hinüber
Zum friedlichen Dorf!

Wie lieben wir so dein erfreuliches Licht!
Du leuchtest uns reichlich, und blendest doch nicht.
O selig, wen eben so immer,
Nur mondlich der Schimmer
Des Glückes bestrahlt! —

Vom Pompe der Hoheit, von Dürftigkeit fern,
Da wohnen die ächtesten Freuden so gern;
Da gleitet im sicheren Gleise,
Das Leben so leise
Zum Hafen der Ruh.

Gegen zehn Uhr kamen sie in dem lieben Pevesin an, wohin sie der brave Geronio begleitete, der auch den folgenden Tag über bei ihnen zu bleiben versprach. Freundlich wurde jeder der Landleute gegrüßt. Sie saßen vor ihren friedlichen Hütten, um in der traulichen Dämmerung des Abends über die Sorgen des Hauses und die Angelegenheiten der Wirthschaft nachbarlich zu plaudern.

Am folgenden Tage ward eine Spazierfahrt nach Roskow gemacht; denn Wilhelms Mutter wollte am dritten Tage schon wieder abreisen und wünschte doch

den trefflichen Hartmann mit seiner Familie kennen zu lernen. Geronio folgte ihnen zur allgemeinen Freude auch hieher. — Heute verfloß den Kindern der schöne Nachmittag angenehmer und genußreicher als neulich an Augusts Geburtstage, wo das arme Hannchen eine so bedenkliche Nothtaufe erhielt. Unter munteren Spielen und Scherzen kam die Zeit der Abreise heran, ehe mans glaubte, und alle schieden mit dem Versprechen eines baldigen Wiedersehns von einander. — „Ihr müßt nur recht oft zu uns herüber kommen" — sagte August zu seinen Gespielen —; „denn wenn es nach Pevesin geht, so darf ich doch nicht mit." Der arme Schelm!

„Nun, lieber Wilhelm" — sagte die Mutter bei der Rückkehr — „mache dich nur reisefertig; denn du wirst morgen mit mir ins elterliche Haus zurückkeh-

ren." Wilhelm hielt anfangs die Aeußerung der Mutter für Scherz, als sie aber diese Versicherung mehreremal ernsthaft wiederholte, da gerieth er in die sichtbarste Verlegenheit. Sein Herz ward beklommen, die Thränen traten ihm in die Augen und er vermochte kein Wort hervorzubringen. Wie ein plötzlicher Donnerschlag aus heiterer Luft traf ihn die Nachricht der Mutter. Er war wie betäubt.

Auch die übrigen Geschwister zeigten theils ein zweifelndes Bedenken, theils eine ängstliche Niedergeschlagenheit. Das ging der guten Mutter sehr nahe und sie wollte doch nicht länger mit der Angst der Kinder muthwillig ihr Spiel treiben. „Nun ernstlich, lieber Wilhelm" — hob sie deshalb an — „du wirst morgen mit mir nach Brandenburg zurückfahren. Ludwig und Heinrich werden uns begleiten. In den nächsten

Tagen wird nämlich bei uns das jährliche Fest des Königsschießens gefeiert, und ich wünsche recht sehr, daß ihr Theil daran nehmt. Der Onkel hat seine Einwilligung schon dazu gegeben. Nach vier Tagen reiset ihr dann wieder nach dem lieben Pevesin zurück.

So groß Wilhelms und seiner Geschwister Bekümmerniß vorher gewesen war, so laut wurde nun die Freude derselben. Das Königsschießen, das ein großes Bürgerfest war, woran die ganze Stadt den lebhaftesten Antheil nahm, hatte unserm Wilhelm immer eine große Freude gemacht. Die Pevesinschen Geschwister hatten schon durch ihn so viel Herrliches von demselben gehört, daß ihnen nichts Erfreulicheres widerfahren konnte, als Augenzeuge davon zu seyn.

Die Mutter Ludwigs und Heinrichs hatte die nöthigen Kleidungsstücke schon zurecht gelegt und so konnte

man am anderen Morgen mit dem Frühesten abreisen. Die zurückbleibenden Geschwister wünschten den Abreisenden eine recht glückliche Reise und eine baldige Heimkehr, baten sich auch schon im Voraus einen vollständigen Bericht über alles aus, was sie sehen und hören würden.

Wir wollen ihnen auch eine glückliche Reise wünschen und uns die Beschreibung ihrer kleinen Reiseabentheuer bis zum nächsten Bande aufsparen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spieker, Christian Wilhelm,

Familiengeschichten für Kinder

Bd.: 2

Dessau, Leipzig 1808

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.377(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301536-7